

UNDAUF gefordert

*Deutsche Treue!
Ehre, Freiheit, Vaterland!
Furchtlos und beharrlich!*



40

+++ männer von gestern +++ die Humboldt-uni von morgen +++

WOHNUNGSGENOSSENSCHAFT
LICHTENBERG e.G.

WGGLI

WOHNEN IST LEBEN

www.wgli.de



info@wgli.de

Wohnungsgenossenschaft Lichtenberg e.G., Landsberger Allee 180 B in 10369 Berlin
Mo. 7:00-15:00 Uhr, Di. u. Do. 13:00-18:00 Uhr, Mi. 9:00-15:00 Uhr, Fr. 9:00-12:00 Uhr

Konzentrationschwäche?



©Stefan Bildt

**Wir
helfen**

Euch !

Zuhause ist bei uns.

(030) 9 70 00 - 444

Fax (030) 9 70 00 - 490

Die Studentinnen- und Studentenzeitung
der Humboldt-Universität zu Berlin.

Herausgeberin:

StudentInnenparlament der HU

**Verantwortliche Redakteure für
diese Ausgabe:**

Alexander Florin, Steffen Hudemann, Doris
Mall, Urte Schubert, Sören Kittel

Redaktion: Annika Waldhaus, Bernhard
Holl, Christina Pack, Daniel Schalz, Frederike
Felcht, Julia Roth, Josef Kuske, Lena
Domröse, Markus Balkenhol, Martin Uebele,
Nina Töllner, Saara Wendisch, Sabine
Schereck, Sarah Hofmann, Sebastian Schöbel,
Susanne Vangerow, Tanja Hofmann

Verantwortlich für Anzeigen:

Julia Roth, Kai Adamczyk

Satz: Stephan Lahl

Fotos: Susanne Vangerow

Illustrationen: Britta Kussin

Titelbild: Marco Rahn

Kontakt:

Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6, 10099 Berlin
Hauptgebäude, Raum 2094 a
Tel.: 2093-2288, Fax: 2093-2754,
redaktion@unaufgefordert.de
werbung@unaufgefordert.de

Öffentliche Redaktionssitzungen:

montags um 18:00 Uhr im Raum 2094 a

Belichtung: Medienraum des RefRat

Druck: FATA MORGANA Verlag,
Brunnenstr. 181, 10119 Berlin
Gedruckt auf Recyclingpapier im
Trockenoffsetverfahren

Auflage: 5.000

Für alle Fakten besteht das Recht auf Gegendarstellung in angemessenem Umfang. Nachdruck nach vorheriger Nachfrage möglich. Wir bitten um Quellenangabe und Belegexemplar. Die Redaktion behält sich vor, Leserinnen- und Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen. Alle Artikel geben die Meinung des jeweiligen Autors wieder.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:

29. Oktober 2003

Redaktionsschluss der Nr. 141:

26. November 2003

editorial

An den Wochenenden herrscht in den Gängen der Humboldt-Universität Dunkelheit. Wer samstags arbeiten muss, läuft Gefahr, in den spärlich ausgeleuchteten Fluren zu stolpern. Es ist die Beleuchtung einer Universität, die sparen muss. Man ist geneigt, an Gespenster zu glauben an solchen Tagen. Doch was derzeit durch Humboldt-Uni geistert, hat längst Form angenommen. Denn während draußen die Massendemo gegen die Sparmaßnahmen der Regierung und die Agenda 2010 ihre Stimme erhebt, werden die Sparpläne der Unis, die ihnen die Senatoren Flierl und Sarrazin aufgedrückt haben, immer konkreter. Zwanzig Prozent des HU-Personals soll eingespart werden. Dafür gibt es bald eine Fakultät für Lebenswissenschaften. Was das ist, kann zwar so richtig keiner erklären, aber es klingt gut.

Der Professorenschwund führt sicherlich nicht dazu, dass ihr schneller studieren könnt. Nur die Eltern und das Bafög-Amt werden mosern, und fragen warum ihr euch nicht beeilt und wenn ihr dann sagt, dass alles die Schuld vom Senat sei, werden sie es nicht verstehen. Es hat Euch ja schließlich keiner gezwungen, ausge-rechnet in Berlin zu studieren.

In manchen Ländern müssen Studierende während der Semesterferien ihr Zimmer im Studentenwohnheim räumen, damit es als Jugendherberge genutzt werden kann. Etwas Ähnliches wäre auch an der HU möglich. Da sich vor allem an Wochenenden ein reger Touristenstrom durch das Hauptgebäude der HU bewegt – hier unser Vorschlag ans Präsidium: nehmt Eintritt, macht die Universität zum Museum. Ausstellungsstücke gibt es ja genug im Gebäude. Und macht schnell, solange der Name »Humboldt-Universität zu Berlin« noch etwas wert ist!

Ihr Studierenden könntet dann als Museumswärter arbeiten, um Euch die Eintrittsgelder für die Universität zu verdienen. Vielleicht macht ihr doch besser schnell Euren Abschluss.

Eure Unauf <



FINDE DEN KÜRZESTEN WEG!

UnAufgefordert und Rettungsring wollen eine
Vertriebslogistik aufbauen.

Das Problem: Wir wissen nicht, wie so etwas geht.

Die Lösung: Du*

Der Kontakt: hallo@unaufgefordert.de
030/2093-2288

* ein/e Student/in mit Nerven wie Stahl, Kenntnissen im Umgang
mit Datenbanken, Spaß am Organisieren und einem Quantum Zeit.

Die Studentinnen- und Studentenzeitung **UNAUF**
der Humboldt-Universität zu Berlin gefordert

einer für alle und alle gemeinsam

Sie gelten als konservativ und »rechts«. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb sind ihre ehemaligen Mitglieder in der Gesellschaft erfolgreich. Was sind das für Studenten, die sich in archaischen Männerbünden organisieren?

10 Zwei Schritt rechts und zwei zurück

1815 fing alles an, als sich in Jena Studenten zusammenschlossen, um für die Einheit aller Deutschen zu kämpfen

12 Braune Burschen

Die Burschenschaft »Gothia« ist tief mit der rechten Szene verstrickt und sieht sich als Opfer der Linken.

13 Alles für den guten Look

In einem Geschäft für Couleur-Artikel und Freimaurerbedarf findet der Burschenschafter, was er standesgemäß benötigt.

14 Durch Schikane zur Freundschaft

In den USA sind Burschen- und Schwesternschaften aus dem College-Alltag nicht mehr wegzudenken.

16 »Intensiver als eine WG«

Wir sprachen mit einem ehemaligen Burschenschafter über seine Erfahrungen.



politik

17 Das Gespenst der Sparauflagen

Die HU muss bis 2009 die Summe von 30 Millionen Euro sparen. 20 Prozent der Stellen werden gestrichen. Die Landwirtschaftlich-Gärtnerische Fakultät soll geschlossen werden. Fast alle Fächer verlieren Professuren. Bis zum 30. Juni 2004 muss die Uni ihren Strukturplan dem Senat vorlegen – genügend Zeit für alle, sich mit ihm anzufreunden oder Proteste zu organisieren.

18 »Wer einen Bauern reinlegt ...«

Die LGF will ihre geplante Schließung verhindern. Studierende und Lehrende vereinen sich im Protest.

20 Mlynek in die Landwirtschaft

Selten waren so viele Studierende bei einer Sitzung des Akademischen Senats der HU. Präsident Mlynek freute sich.

21 Fehlstart in die Strukturdebatte

Dieter Kirschke, Professor der LGF und Mitglied im Akademischen Senat, kommentiert den Sparvorschlag.

22 »Lehre ist so kaum möglich«

Die HU setzt auf Junior-Professuren, doch den Wegfall von habilitierten Professoren können diese kaum ausgleichen.

23 Autonomie ist wichtig

Die Theologische Fakultät wehrt sich gegen ihre Integration in eine andere Fakultät und die Kürzung um fünf Professuren.

24 Schadensbegrenzung

Mitte Oktober präsentierte das HU-Präsidium seine Sparliste: ein Fünftel des Etats wird gekürzt; 90 Professuren fallen weg.



studieren

26 Studieren in... Auckland

Wenn draußen die Sonne und wunderbare Natur locken, fällt es in Neuseeland schwer, in der Bibliothek zu arbeiten.

28 Uni-Helden: Der Musik-Experte

Nahezu jede Melodie erkennt Ingolf Haedicke und sucht aus der Phonotheek der HU die richtige Platte heraus.



leben

30 Metropolen in Deutschland

Finsterwalde: Raubritter, singende Soldaten, ein »Meter« Bier

30 E-Mail aus... Budapest

31 »Du Weinbergschnegge«

Fußball in der Fremde, Teil II: Der 1. FC Kaiserslautern



kultur

32 Berlin Kultur

- Auf der Suche nach einem Gefühl
- Liebeserklärung an eine Stadt
- Neu-Berliner im Spiegel
- Geteilte Filmstadt Berlin

35 Theater

- Eine Tarantella für den Hausfrieden: »Nora«
- Schlampe meets Good Girl: »Diese Männer«

36 Literatur

- Das Leiden der russischen Gegenwartsliteratur
- Superwoman made in Russia: »Lügen der Frauen«

38 Kino

- Im Flugzeug weinen sie alle: »L'auberge Espaniol«
- Ein Leben auf der Flucht: »Testamento«
- Malzbier im Eis: »Noí Albinói«

42 Katechismus des Studenten

Folge XXXVIII: Über das Sparen



25 Kommentare

- Der Datenschutzbeauftragte bemängelt die Berichterstattung über die angebliche Misswirtschaft des RefRats
- Der HU-RefRat zur Sitzung des Akademischen Senats

Rubriken

- 3 Editorial
- 6 News
- 6 Bauvorhaben
- 40 Tipps & Termine

cum laude Restaurant in der Humboldt Universität
 Speisen - Feiern - Freunde treffen - Businesslunch
 Frühstücksbuffet - Dinner - Sonntagsbrunch - Kuchen
 cum laude Restaurant in der Humboldt Universität
 Speisen - Feiern - Freunde treffen - Businesslunch
 Frühstücksbuffet - Dinner - Sonntagsbrunch - Kuchen
 cum laude Restaurant in der Humboldt Universität
 Speisen - Feiern - Freunde treffen - Businesslunch
 Frühstücksbuffet - Dinner - Sonntagsbrunch - Kuchen
Cum Laude
Restaurant
Humboldt-Universität
Montag bis Freitag ab 8.30 Uhr
Samstag & Sonntag ab 11 Uhr
 Universitätsstraße/
 Ecke Dorotheenstraße
 Westflügel der
 Humboldt-Universität
 Telefon: 208 28 83
 www.cum-laude.info
 mail: info@cum-laude.info
 Frühstücksbuffet incl. Kaffee & Tee 3,50 €
 Mittagstisch von 11 bis 15 Uhr 1,80 - 4,90 €
 Kaffee und Kuchen ab 1,10 €
 Snacks ab 1,10 €
 Abendessen ab 18 Uhr für Mitarbeiter & Studenten 10 % auf alle Speisen in der Abendkarte
 Somtagsbrunch 8,50 Euro incl. Kaffee & Tee
 Limonaden & Säfte ab 1,00 €
 Kaffee 0,80 €
 Latte Macchiato 1,70 €
 Milchkafee 1,80 €
 Radeberger Pilsener 0,3 l ... 1,70 €
 Hauswein 0,2 l ... 2,40 €



Wichtige Bauvorhaben an der Humboldt-Uni

> Manche von uns stellen sich ihren Tod so vor: Wir sind alt, haben unseren Urenkeln sämtliche Märchen der Gebrüder Grimm vorgelesen, eines Abends legen wir uns ins Bett, schlafen ein und wachen nicht mehr auf. Andere sterben lieber jung, und umso spektakulärer soll ihr Abgang sein: Herzstillstand nach wildem Sex, Ertrinken beim Tauchen auf Tahiti oder Atemnot beim Bergsteigen im Himalaja.

Die Realität sieht oft anders aus. Da wird berichtet von dem kanadischen Rechtsanwalt mit Büro im 24. Stock, der Jura-Studierenden stets die Stabilität seiner Fensterfront demonstrierte – indem er sich dagegen warf. Eines Tages gab die Scheibe nach. Dafür hat der Mann einen ›Darwin-Award‹ verliehen bekommen, den Preis für die dümmste Todesursache des Jahres. Den bekamen auch fünf Ägypter für den Versuch, ein Huhn zu retten, das in einen Brunnen gefallen war. Die Männer starben, das Huhn überlebte. Und die Deutsche Presse-Agentur berichtete kürzlich von einer Frau, die in der Türkei von einer fliegenden Kuh verletzt wurde. Das Tier war von einem Schnellzug erfasst und in die Luft geschleudert worden. Besonders skurril, aber weniger realistisch, ist ein Todesfall in der australischen Filmkomödie »Siam Sunset«. Dort wird eine junge Frau an einem herrlichen Sommertag von einem Kühlschranks erschlagen, der vom Himmel fiel.

Etwas ganz Ähnliches wäre kurz vor Semesterbeginn beinahe zwei Gymnasiasten in Adlershof passiert. An einem strahlenden Herbsttag spazierten sie am neuen Gebäude des Physik-Instituts der Humboldt-Universität entlang – ahnungslos, dass sich im selben Moment in der dritten Etage ein etwa 80 Zentimeter langer Eisenzylinder von erheblichem Gewicht von der Sonnenrollo-Anlage lösen und zu Boden stürzen würde. Der Zylinder verfehlte die Schüler nur knapp. Nun sollen die Mitarbeiter der Physik ihre Rollos vorerst nicht bewegen.

»Das war eine sehr gefährliche Situation«, bestätigt der Wichtige-Bauvorhaben-Experte Ewald-Joachim Schwalgin. »Wir gehen aber davon aus, dass es sich um einen Einzelfall handelt.« Vielleicht sind Fälle wie dieser aber auch die Geburtsstunde eines neuen Forschertypus. Schluss mit all den Sicherheitsstandards! Die wahren Helden der Wissenschaft haben schon immer ihr Leben für die Forschung gegeben. Hätte Marie Curie gewusst, wie es mit ihr endet, sie hätte keine Märchen vorgelesen, sie hätte trotzdem weiter geforscht.

Steffen Hudemann <

Krausz vorerst nicht Staatssekretär

Der Hamburger Suchtmediziner Michael Krausz wird vorläufig nicht zum Staatssekretär für Wissenschaft ernannt (Un-Auf 139). Ihm wird vorgeworfen, finanzielle Zuwendungen von Pharmafirmen in Millionenhöhe angenommen zu haben. Wissenschaftssenator Thomas Flierl hält trotz der Forderungen der CDU nach einem neuen Kandidaten an seiner Entscheidung für Krausz fest: »Ich rechne mit einem Abschluss der Ermittlungen noch in diesem Jahr. Für mich gilt die Unschuldsvermutung und ich habe keinen Grund, an der fachlichen Qualifikation und persönlichen Integrität von Professor Krausz zu zweifeln.« Weder Krausz noch Flierl hätten von den seit 2001 bestehenden Vorwürfen gewusst, da verdeckt ermittelt worden sei. Die SPD-Fraktionsspitze verlangte eine »schnelle Lösung« bis spätestens Jahresende.

Lockerung in der Embryonenforschung?

Bundesjustizministerin Brigitte Zypries ist mit ihren Äußerungen zu Bioethik und Embryonenforschung auf Entsetzen und heftigen Widerstand gestoßen. Am Mittwoch, dem 29. Oktober, hatte sie in ihrem Vortrag im Senatssaal der HU nicht mehr ausgeschlossen, künftig die Forschung

studierende ohne vertretung

> Die erste Sitzung des HU-Studierendenparlaments (StuPa) am 27. Oktober wurde zum Fiasko. Es war am Ende nicht mehr beschlussfähig und fügte der verfassten Studierendenschaft damit ernsthaften Schaden zu.

Die verhängnisvolle Hand erhob sich aus der dritten Reihe. Sebastian Zachow, Mitglied des Ring Christlich Demokratischer Studenten (RCDS), stellte den Antrag auf Feststellung der Beschlussfähigkeit. Entsetzen in den Gesichtern der Verantwortlichen von ReferentInnenrat und StuPa-Präsidium. Drei Stunden hatte das StuPa getagt. Zu diesem Zeitpunkt wussten alle, dass die benötigten 30 Parlamentarier nicht mehr im Saal waren.

Finanzreferent Jörg Pohle war nach dem Abbruch der Sitzung verärgert: »Wir hatten noch sehr wichtige Dinge auf der Tagesordnung.« Die Studierenden sollen ab dem Sommersemester 6,00 statt bisher 5,11 Euro an die verfasste Studierendenschaft zahlen. Mit der Beitragserhöhung hätte das StuPa die schwierige Haushaltslage etwas entspannen können. Da die Universität versäumte, beim Verschicken der Semesterunterlagen den Betrag auf den Überweisungsträgern zu ändern,

wird die dringend benötigte Beitragserhöhung zum Sommersemester nun unwahrscheinlich.

Hinzu kommt, dass die Studierendenschaft jetzt ohne gesetzliche Vertretung dasteht. Auf der Sitzung sollte eine neue Sprecherin gewählt werden. Nun ist die Studierendenschaft quasi handlungsunfähig.

Heike Delling, Mitglied des StuPa-Präsidiums, wollte die Schuld für den Abbruch aber nicht dem RCDS-Vertreter geben. »Er hat nur sein Recht auf Feststellung der Beschlussfähigkeit wahrgenommen«, sagte sie anschließend. Verärgert war sie dagegen über das Verhalten mancher Parlamentarier. Sektorkorken knallten, StuPa-Vertreter kamen und gingen, wie es ihnen beliebte. Inhaltliche Diskussionen seien nicht ernst genommen worden. Auch Anne Krapp war »schockiert«. Die Studentin hatte sich ihre erste StuPa-Sitzung anders vorgestellt: »Wenn das die engagiertesten Studenten sind, die die Uni zu bieten hat...«

Die nächste StuPa-Sitzung findet Mitte November in Adlershof statt. Wie stark das Engagement der Studierendenvertreter noch ist, wird sich dort zeigen.

Josef Kuske, Steffen Hudemann <

an menschlichen Embryonen zuzulassen. Im Reagenzglas gezeugte Embryonen seien zwar schon Träger von menschlichen Grundrechten, die Menschenwürde käme befruchteten Eizellen im Frühstadium allerdings nicht zu, sagte sie.

Vertreter der Kirchen und zahlreiche Politiker lehnen diese Vorschläge vehement ab, da sie eine Lockerung der bisherigen Gesetze zulassen würden, beispielsweise »überzählige« Embryonen aus In-vitro-Befruchtungen der Wissenschaft zur weiteren Forschung zu überlassen. Bisher ist die Forschung an menschlichen Embryonen in Deutschland nur unter strengen Auflagen und ausschließlich an importierten Zellen erlaubt.

HU ist virtuell stark

Der Internetauftritt der Humboldt-Universität ist in einer Untersuchung des Dortmunder Professors Uwe Kamenz zur besten Uni-Website Deutschlands gekürt worden. Zur Begründung hieß es, die Mischung aus Informationen und Spaß sei gelungen. Als Beispiel führten die Tester an, dass Merchandising-Artikel und T-Shirts über das Internet bestellt werden könnten. Auf den weiteren Plätzen landeten die Ruhr-Universität Bochum und die FH Dortmund.

Wer sich einmal am Rechner richtig gruseln möchte, sollte auf den Verlierer-Seiten der Universitäten Greifswald und Gießen vorbeischaun. Auch wenn die HU deutlich weiter ist als diese beiden, könnte auch sie in Sachen Gliederung und Übersichtlichkeit noch besser werden, sagte Kamenz.

Geheimdienst vertreibt Sporthalle

Die Humboldt-Universität muss um ihre Sporthalle an der Chausseestraße bangen. Die Halle steht auf dem Gelände in Mitte, wo die neue Zentrale des Bundesnachrichtendienstes entstehen soll. »Wir befürchten, dass die Halle wegfällt«, bestätigt Gerlinde Radde, Leiterin des Hochschulsports an der HU. Es bestehe jedoch noch die Hoffnung, die Halle wenigstens bis 2006 nutzen zu können. Solange hat die Firma Nike, die den Sportpark auf der Brachfläche neben der Halle betreibt, einen Vertrag. Sollte die Halle tatsächlich weichen müssen, werde es keinen Ersatz geben, so Radde. In der Halle und den umliegenden Außenanlagen veranstaltet die HU über vierzig Kurse mit etwa tausend Teilnehmern.

Logo ohne Vorstand

Die Charité wird bald wieder Europas größte Uniklinik sein. Durch die Zwangsfusion mit dem Uniklinikum »Benjamin Franklin« der FU bildet sie dann 8.000 Studierende aus, hat 15.000 Mitarbeiter und 3.500 Betten. Doch die Vereinigung geht schleppend voran, Vorstandsvorsitzende/r, Dekan/in und Klinikumsleiter/in müssen noch ernannt werden. Dafür hat die »Charité – Universitätsmedizin Berlin« jetzt ein neues Logo. Der Hamburger Designer Peter Schmidt schenkte seinen Entwurf, der sonst 100.000 Euro gekostet hätte, dem Uniklinikum. Auf der Homepage (www.charite.de) ist bereits »das um Vertrauen werbende »C« eingesetzt«.

HU-Zentrum für Gender-Kompetenz

Frauenministerin Renate Schmidt eröffnete Ende Oktober das Gender-Kompetenz-Zentrum an der Humboldt-Universität. Es dient als Forum für Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. Ziel ist es, die Fähigkeit zu vermitteln, Fragen zu Geschlechterdifferenzen in allen Sachgebieten zu bearbeiten. »Wir werden die Menschen durchaus persönlich ansprechen und einladen, sich bei uns zu informieren«, so Susanne Baer, Direktorin des Zentrums.

Das Kompetenz-Zentrum will eine Expertinnendatenbank aufbauen, in der Behörden oder Organisationen professionelle Beraterinnen finden. Die Homepage erklärt anhand zahlreicher Beispiele von »Ältere Menschen« bis »Wohnungswesen«, welche Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu beachten sind und wo man sich weiter darüber informieren kann.

www.genderkompetenz.info

Virtuelle Ethnologie

Seit dem 1. Oktober ist »vifa« online. Dies ist eine virtuelle Fachbibliothek für Ethnologen und Völkerkundler, die die Humboldt-Universität unter anderem mit der Unterstützung der Deutschen Forschungsgesellschaft eingerichtet hat. Nur geprüfte Online-Quellen finden Eingang in den »Ethnoguide«. Die Bestände der Sondersammelgebiete Volks- und Völkerkunde sind ebenfalls abrufbar. Das Portal soll noch erweitert werden und beispielsweise durch Online-Tutorien Grundlagen vermitteln. www.evifa.de



Espresso, Milchkaffee, Kaffee Latte und Muffins, Brownies, Cookies und vieles mehr an kanadischen Backwaren aus eigener Produktion werden Ihren Gaumen erfreuen.
Kalte Getränke, Bier und Wein, belegte Bagels, Salate, Suppen und Aufläufe warten, um Ihren Hunger zu stillen.

BEBELPLATZ

in der Juristischen Fakultät
gegenüber dem Hauptgebäude
Bebelplatz 1, 10117 Berlin-Mitte

Öffnungszeiten
Montag - Freitag von 8.00 - 20.00 Uhr,
Samstag von 9.00 - 16.00 Uhr
Fon 030 - 20 45 58 25

ADLERSHOF

im Erwin Schrödinger-Zentrum
direkt am Haupteingang
Rudower Chaussee 26, 12489 Berlin

Öffnungszeiten
Montag - Freitag von 9.00 - 18.00 Uhr,
Fon 030 - 20 93 28 44





Neue Beratung zum Arbeitsrecht

Der RefRat der HU und die DGB-Jugend bieten ab sofort eine Beratungsstelle für Studierende mit Fragen zum Arbeitsrecht an. Durch diese Kooperation wollen wir ein kompetentes und kostenloses Angebot im Studentischen Sozialberatungssystem schaffen, so Jette Hausotter, die Referentin für Soziales im RefRat. Knapp 70 Prozent aller Berliner Studierenden gehen inzwischen neben ihrem Studium einer Arbeit nach und viele unter ihnen wüssten zu wenig über ihre Rechte als Arbeitnehmer/innen.

Monbijoustraße 3, Raum 5

Mo 10:00 – 13:00 Uhr

Do 10:00 – 16:00 Uhr.

Spenden für die Musik

Mit einer Spendenaktion will die Universität der Künste (UdK) Berlin rund 4,5 Millionen Euro für die zwingend notwendige Renovierung ihres Konzertsalles in der Hardenbergstraße einwerben. Die Baukosten werden sich auf insgesamt 8,5 Millionen Euro belaufen. Rund 600.000 Euro kann die UdK aus dem eigenen Haushalt aufbringen, für die restliche Summe sind Fördermittel des Bundes beantragt. Der Konzertsaal wurde zwischen 1949 und 1954 nach einem

Entwurf von Paul Baumgarten erbaut und diente den Berliner Philharmonikern unter Herbert von Karajan von 1954 bis 1963 als Spielort. Nach Abschluss der Modernisierungsarbeiten wird der Saal auch einen neuen Namen bekommen: »Karajan-Konzertsaal«.

Spezialisten vereint gegen Allergien

Die Zunahme von Allergien beantwortet die Charité mit der Gründung eines Allergie-Zentrums. Dort sollen alle Medizinen vernetzt zusammenarbeiten, die mit Allergien zu tun haben: Kinder- und Hautärzte, Spezialisten für Lungen- und Hals-Nasen- und Ohrenkrankheiten und Magen-Darmerkrankungen, außerdem Augenheilkundler, Immunologen und Genetiker. Die Gründung geht auch auf die Forderung der EU zurück, interdisziplinäre Zentren, die spezialisiert und leistungsfähig sind, einzurichten. Insbesondere bei Asthma und Neurodermitis ist die Charité schon jetzt international ein wichtiger Forschungsstandort. Mit dem Zentrum erhalten Allergie-Patienten eine einheitliche Anlaufstelle.

Kinder im Audimax

Im Januar startet an der Humboldt-Universität die »Kinder-Universität«. Profes-

sor/innen beispielsweise der Ethnologie, Informatik oder Biologie beantworten jede Woche in einer Vorlesung für Grundschüler Fragen wie »Warum sind wir schlauer als Roboter« oder »Warum sind Deutsche »deutsch««. Begleitet wird die Vorlesungsreihe voraussichtlich von Workshops im »Labyrinth Kindermuseum« im Wedding. Am 8. Januar um 17:15 Uhr im Audimax gibt der Philosoph Volker Gerhard eine Antwort auf die Frage »Warum wollen wir so viel wissen«. Dann folgen sieben weitere Vorlesungen aus den verschiedenen Gebieten, jeweils zur gleichen Zeit.

www.hu-berlin.de/kinderuni

Eine Stunde mehr lehren

Die Hochschulen in Nordrhein-Westfalen müssen in den nächsten beiden Jahren 316 Stellen abbauen. Die Zuschüsse für Institute, die das Land direkt fördert, werden 2004 auf 80 Prozent und 2005 auf 60 Prozent abgesenkt. Da die Kürzungen nicht flächendeckend erfolgen, wird es einige Institute besonders hart treffen – bis hin zur Schließung. Um die Stellenkürzungen an den Hochschulen auszugleichen, sollen Professor/innen eine Stunde mehr lehren. Der Haushaltsentwurf, in dem das ganze Bundesland in den nächsten beiden Jahren insgesamt fünf Milliarden Euro einspart, wird am 12. November in den Landtag eingebracht.

Studentinnen, bewirbt euch!

Ende des Jahres 2003 werden die beiden Stellvertreterinnen der hauptberuflichen Frauenbeauftragten der HU gewählt. Ilke Glockentöger, die jetzige Inhaberin der studentischen Stelle, fordert die Studentinnen aller Fachbereiche auf, sich zu bewerben. Die Tätigkeit erstreckt sich auf alle Bereiche, die Frauen an der HU betreffen. Beispielsweise gilt es, die Chancengleichheit für Frauen herzustellen und zu sichern, das Präsidium in Frauen betreffenden Angelegenheiten zu unterstützen oder auch Anregungen und Beschwerden entgegen zu nehmen. Informations- und Öffentlichkeitsarbeit ist ebenfalls ein wichtiger Bestandteil der Tätigkeit. Bewerbungen inklusive der üblichen Unterlagen sind bis zum 26. November im Gremienreferat der HU einzureichen.

Infos: 2093-2840

Betrifft: Versteigerung



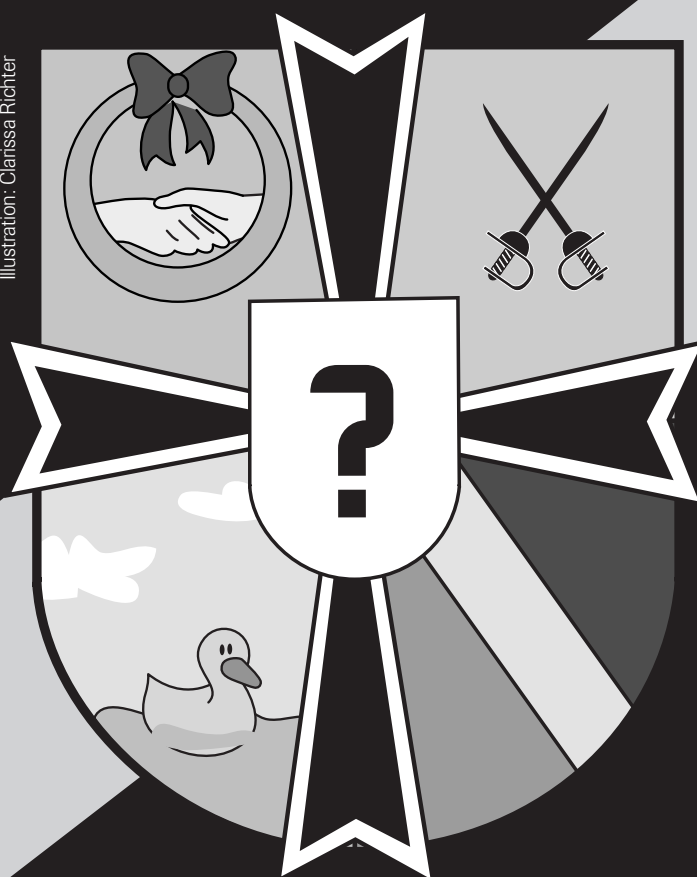
Foto: Alexander Florin

> Der Uni geht es schlecht. Jährlich soll sie 30 Millionen Euro einsparen (ab S. 17). Wir wollten helfen und versteigerten deshalb bei ebay fünf Kleinode aus unserem Redaktionsfundus (Unauf 139, S. 17). Immerhin 14,40 Euro war einem Studenten die Rettung seiner Universität wert. Dafür bekommt er schöne Dinge: den Rettungsring von 1992, eine Weihnachtsbaumkugel, eine Schallplatte von Rudolf Rokl, einen digitalen Anrufbeantworter und den Rettungsring-Kulturbeutel.

Nun blieb uns noch die Aufgabe, der Universität die 14,40 Euro auch zukommen zu lassen. Doch weder Präsident Jürgen Mlynek noch seine Vizepräsidenten Tenorth und Eveslage hatten Zeit, das Geld entgegen zu nehmen. Kurzentschlossen klopfen wir also bei der Hausmeisterei. Dort freute man sich über den unverhofften Geldsegen: »Da können wir ein bisschen Werkzeug kaufen. Irgendwas geht ja immer kaputt oder wird nicht zurückgegeben, wenn man es sich ausleiht.« Und man hat auch schon konkrete Vorstellungen: eine Wasserwaage und Schraubendreher würden gebraucht. Damit sollte die Uni wieder aus ihrer Schiefelage kommen.

Alexander Florin <

Illustration: Clarissa Richter



einer für alle und alle gemeinsam

Sie gelten als konservativ und ›rechts‹. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb sind ihre ehemaligen Mitglieder in der Gesellschaft erfolgreich. Was sind das für Studenten, die sich zu archaischen Männerbünden organisieren?

Einst gegen Fürstenwillkür gegründet,
versinken viele Burschenschaften heute im rechten Sumpf
und leugnen ihre Nazi-Vergangenheit

zwei schritt rechts und zwei schritt zurück

> »Er war untergegangen in der Korporation, die für ihn dachte und wollte. Und er war ein Mann, durfte sich selbst hochachten und hatte eine Ehre, weil er dazugehörte! Ihn herausreißen, ihm einzeln etwas anhaben, das konnte keiner!« (Heinrich Mann, »Der Untertan«)

Die Suche nach Führung und Gemeinschaft ist heute, wie auch schon vor 200 Jahren, zur Gründerzeit der Burschenschaften, das Hauptmotiv vieler Studenten, einer Korporation beizutreten. Während Burschenschafter zu Beginn des 19. Jahrhunderts fortschrittliche Ideen vertraten und für Demokratie und Liberalismus im Kaiserreich eintraten, assoziieren wir heute meist Rückschritt, stark konservatives oder rechtes Gedankengut mit ihnen. Dabei muss allerdings auch zwischen Burschenschaften und anderen Studentenverbindungen unterschieden werden. »Verbindung« oder auch »Korporation« ist der Oberbegriff für eine Gemeinschaft auf Lebenszeit von Studenten und berufstätigen Akademikern. Burschenschaften stellen nur eine von verschiedenen Arten von Verbindungen dar. Neben ihnen gibt es auch Turner- und Sängerschaften, Landsmannschaften und christliche Verbindungen.

Die Burschenschaften haben ihren Ursprung in der 1815 in Jena gegründeten »Urburschenschaft«. Ihre Ziele waren die nationale Einheit aller Deutschen und eine demokratische Verfassung. Die Farben Schwarz-Rot-Gold der Jenaer Burschenschaft wurden zum Zeichen gegen Fürstenwillkür und Kleinstaaterei und sind heute die Farben der deutschen Bundesflagge. Die Forderungen nach nationaler Einheit widersetzten sich den Beschlüssen des Wiener Kongresses vom Sommer 1815, die eine Zersplitterung Deutschlands in 38 Teilstaaten

vorsahen. Das Wartburgfest 1817 in Eisenach bildete einen Höhepunkt in der Geschichte der Burschenschaften. Hier trafen sich alle mitteldeutschen Burschenschaften, um der Völkerschlacht bei Leipzig zu gedenken und gleichzeitig ihre Forderungen nach nationaler Einheit auszurufen.

Zwei Jahre später wurden die Burschenschaften mit den Karlsbader Beschlüssen 1819 unter dem

Vorwand der Mittäterschaft des Burschenschafters Karl Sand am Mord von August von Kotzebue verboten. Trotzdem konnten Organisationen weiterhin im Untergrund bestehen und spielten eine große radikaldemokratische Rolle bei der Revolution von 1848. Ihre Rolle als Opposition und Kritiker des Systems änderte sich jedoch schlagartig mit der Gründung des Zweiten Deutschen Kaiserreiches 1871, in der sie ihre politische Erfüllung fanden. Sie entwickelten sich zusehends zu einer national-konservativen und anti-liberalen Strömung. »Eine antisemitische Tendenz war von Anfang an im Nationalismus angelegt«, sagt Professor Hardtwig, Professor für Neuere Geschichte an der Humboldt-Universität.

Verräter der Aufklärung

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts stellten Burschenschaften eine wesentliche Antriebskraft zur Verbreitung des modernen Antisemitismus und Rassismus dar. Auch das Expansionsstreben Deutschlands wurde von den Burschenschaften mitgetragen und der Eintritt Deutschlands in den Ersten Weltkrieg mehrheitlich begrüßt. In der Weimarer Republik verkörperten die Burschenschaften bereits einen stark konservativen, monarchistischen Geist und in der jugendlichen Bildungsschicht zeichneten sich antidemokratische Gesinnungen ab. Viele Burschenschafter sympathisierten schon 1920 mit dem antidemokratischen Kapp-Putsch und später dem Hitler-Putsch (1923) sowie der Machtergreifung der NSDAP. Zwar wurden alle studentischen Organisationen 1935 von Hitler zwangsaufgelöst und in so genannte »Kameradschaften« des NS-Studentenbundes organisiert, der Kyffhäuser Verband hatte seine Mitglieder jedoch bereits 1933 dazu aufgerufen sich im »Stahlhelm« oder der SA zu engagieren.

Zunächst widersetzten sich die Burschenschaftler ihrer völligen Auflösung. Nach Hardtwigs Meinung lag das weniger an den Grundsätzen des Nationalsozialismus als daran, dass sie autonom bleiben wollten. Aufgrund offensichtlicher ideologischer Gemeinsamkeiten der Burschenschaften mit der NSDAP wie Antisemitismus, Nationalismus, Ablehnung der Republik, Kampf gegen die Linke und gegen Gewerkschaften, fällt eine Abgrenzung beider Gruppen schwer. Ein markanter Unterschied bestand jedoch darin, dass Burschenschafter fast ausschließlich aus der Oberschicht des Bildungsbürgertums stammten und sich als Elite begriffen, während die NSDAP, wie schon in ihrem Parteinamen zu erkennen ist, sich als Arbeiter-

Farben

Die meisten Studentenverbindungen tragen Farben, um ihr Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken. Das wird in Form von Bändern und Mützen an den Uniformen zum Ausdruck gebracht. Außerdem tauchen die Farben in Wappen und Flaggen der Verbindungen auf. Viele haben vor ihrem Haus einen Fahnenmast mit gehissten Farben stehen – nicht selten in Schwarz-Weiß-Rot.



partei und als sozialrevolutionär präsentieren wollte. Die nationalsozialistischen Corps wandten sich aus rein taktischen Gründen dem Konservatismus zu, um die Burschenschaften gezielt anzusprechen. Trotz allem scheint unbestritten, dass die Burschenschaften nicht, wie sie selbst gerne behaupten, im Dritten Reich zum Widerstand gehörten.

Weit rechts und nationalistisch

Nach 1945 wurden sie unter Hinweis auf ihren »nationalistischen, reaktionären oder paramilitärischen Charakter« von den Alliierten verboten. Bereits in den 1950er und 60er Jahren kam es jedoch zu Wiedergründungen der alten Burschenschaften. In der DDR und somit auch in Ostberlin blieben Burschenschaften noch bis zu dem Zusammenbruch des Ostblocks 1990 verboten.

In Westberlin waren zwar schlagende Verbindungen durch das Besatzungsstatut rechtswidrig, 1960 gründete sich allerdings schon der »Verein Deutscher Studenten« an der Freien Universität (FU) und der Technischen Universität (TU) und weitere alte Burschenschaften folgten. Mit dem Aufkommen der Studierendenbewegung um 1968 gerieten die Korporationen jedoch zunehmend in die Defensive und immer weniger Studenten traten den Burschenschaften bei.

Seit die »Neue Rechte« in den 80er Jahren an Einfluss gewann, tauchten Burschenschaften wieder vermehrt in der Öffentlichkeit auf. Der Charakter einer Burschenschaft als Lebensbund zieht junge Studenten wieder an. Das hierarchische Prinzip spielt in allen Riten der Burschenschaften eine große Rolle. Der Neuanwärter, der so genannte Fux, muss seinem Leibburschen uneingeschränkt dienen und sich ihm stets un-

terordnen. Nach zwei oder drei Semestern kann er zum Burschen aufsteigen und muss Ämter übernehmen. Mit dem Studienabschluss tritt der Bursche in die Altherrenschaft ein, die der Verbindung ideologisch und finanziell unter die Arme greift. Hier kommt es auch immer wieder zu Seilschaften und Vetternwirtschaft. Prominente alte Herren in Führungspositionen sind zum Beispiel die bayerischen Ministerpräsidenten Franz-Joseph Strauß, Max Streibl und Edmund Stoiber (alle CSU), Berlins Ex-Bürgermeister Eberhard Diepgen (CDU), der österreichische Rechtspopulist Jörg Haider (FPÖ), sowie zahlreiche Vorstandsmitglieder großer Unternehmen, Konzerne und Banken.

Dieses Bild erschreckt umso mehr, da einige Burschenschaften offensichtlich rechtes Gedankengut pflegen und Prominente wie Horst Mahler (NPD-Anwalt) zu Vorträgen erscheinen. Professor Hardtwig kann jedoch für sich sagen, dass er nie einen Bewerber für einen Posten in der Uni auch nur zu einem Gespräch einladen würde, der in seinem Lebenslauf die Mitgliedschaft in einer Burschenschaft angibt. Schließlich sei doch klar, dass »ein Student, der heutzutage einer Burschenschaft beitrifft, politisch weit rechts und nationalistisch ist.«

»Er vertritt konservative Werte, sucht Anschluss und Bindung und kommt offensichtlich in unserer wenig wertorientierten, pluralistischen Gesellschaft schlecht zurecht«, stellt Professor Hardtwig fest. Auffällig ist, dass Burschenschafter schon immer von kritischen Geistern als rückständig empfunden wurden. So beschrieb Heinrich Heine bereits 1816 die Burschenschaften als jene, die »hordenweis, und geschieden durch Farben der Mützen und der Pfeifenquäste, (...) sich ewig untereinander herumschlagen, in Sitten und Gebräuchen noch immer wie zur Zeit der Völkerwanderung dahinleben.«

Sarah Hofmann <

Alles für den guten Look

Couleur-Artikel und Freimaurerbedarf –
wo das Herz eines Burschenschafters höher schlägt.

> Man stelle sich folgende Situation vor: Ein junger Student, der sehr engagiert in seiner Verbindung ist, steht vor seinem Kleiderschrank und betrachtet voller Stolz seinen Vollwuchs, wie er da so hängt. Der junge Student freut sich auf einen weiteren gelungenen Abend in geselliger Runde bei einem oder vermutlich auch mehreren Bieren mit den ganzen anderen Burschen. Heute Abend ist nämlich ein besonders feierliches Treffen, ein »Kommers«. Auf einmal muss er jedoch voller Entsetzen feststellen, dass von seiner Pekesche eine Verschnürung abgegangen ist. Eine Katastrophe! Woher bekommt man Ersatzteile für eine solch wertvolle, handgeschneiderte Prunkjacke?

An dieser Stelle müssen wir eine Lanze für den jungen Studenten brechen. »Vollwuchs« ist nämlich die offizielle Bezeichnung für die gesamte Kleidungsausstattung mit Attributen und Zubehör eines Burschen – nicht etwa irgendein Schweinkram, wie einige Personen denken könnten. Fest steht, dass ein solcher Vollwuchs ein kleines Vermögen wert ist, denn er besteht aus dem Cerevis (auch »Biertonne« genannt, einer bestimmten Art Mütze), einer Schärpe, einer weißen Stiefelhose, schwarzen Schaftstiefeln mit Sporen, weißen Stulpenhandschuhen, dem »Schläger« (einer Fechtwaffe) sowie der aufwendigen Jacke, der Pekesche. Und die ganze Ausrüstung sollte natürlich immer gut gepflegt sein.

»Frau sein, frei sein«

Doch unserem Studenten muss nicht bang werden. Schließlich gibt es Menschen, die genau die Artikel, die er nun braucht, verkaufen. Ein solcher Mensch ist Paul Wenderoth, der sich auf den Verkauf und Handel mit so genannten Couleur-Artikeln spezialisiert hat. In einem Gebäude in der Leibnizstraße in Charlottenburg, nicht weit vom Kurfürstendamm, bietet er »Couleurartikel, Freimaurerbedarf und Immobilien« an, wie ein goldenes Hinweisschild verkündet. Der tatsächliche Laden befindet sich im ersten Hinterhof. Dort gibt es in einem Raum von gemütlicher Wohnzimmergröße alles, was das Verbindungsstudentenherz höher schlagen lässt. An den Wänden fallen zuerst Glasvitrinen auf, in denen allerhand verschiedene Typen von Gläsern zu sehen sind. Für jedes Getränk das passende Glas. Auch Bierseidel aus Steinzeug stehen da, wie etwa ein besonderes Prachtexemplar der Damenverbindung »Lysi-strata«, auf dem ein stolzes Motto prangt: »Frau sein, frei sein«. Außerdem verschiedene Anstecknadeln, goldene Zirkel, goldene Ringe, reich verzierte Degengriffe, aber auch Kleidungsstücke wie seidig schillernde Zylinder, weiße Herrenhandschuhe und Mützen in bunten Verbindungsfarben. Für Personen, die sich länger niederlassen wollen, stehen zwei wippende, aus Zahnarztpraxen bekannte Lederstühle neben einem kleinen Beistelltischchen parat.

Paul Wenderoth selbst ist ein sympathischer Mittsechziger, der bereits seit 1958 im Geschäft ist. Er ist gelernter Gra-

veur und da Verbindungen immer mal wieder Pokale, Gläser oder andere Dinge graviert brauchen, kam er dazu, sich auf Couleur-Artikel zu spezialisieren. Das Studium seiner Tochter führte ihn und seine Frau Helga 1986 weg aus Hannover nach Berlin. Da er so spezialisiert ist und auch für fast jedes Problem eine Lösung findet, gehören Kunden aus dem ganzen Bundesgebiet zu seinen Klientel. Bänder für die so genannten Bierzipfel (einen Schmuck, den Studenten bei bestimmten Treffen anlegen) hat er in fast allen Farbkombinationen vorrätig. Selbst die weiteren Bestandteile wie kleine, platte Metallhülsen, die graviert werden müssen, lagern immer einsatzbereit in einem Handwerkerschrank mit ganz vielen, winzigen Schubladen. Nur aufwendige Pekeschen werden anderswo geschneidert.

»O alte Burschenherrlichkeit«

Wie das seine Tätigkeit eben so mit sich bringt, sind Verbindungen etwas ganz Normales für Wenderoth. Auf den Hinweis, dass es schwierig sein kann, sich mit Burschenschaften überhaupt in Verbindung zu setzen, reagiert er mit Unverständnis. Das politisch eher links geprägte universitäre Klima würde nicht gerade zum Verständnis beitragen, so Wenderoth. Dabei hätten Verbindungen doch eigentlich nichts zu verbergen. Und im Telefonbuch stünden sie ja schließlich auch.

»Leider gibt es sehr wenig gute Literatur über Burschenschaften«, klagt Wenderoth und weist auf ein Regal, in dem ein gutes Dutzend verschiedener Bücher steht. Er zieht einen Band, der erschreckend an eine »Unser schönes Deutschland«-Publikation des ADAC erinnert, aus dem Regal, blättert ein bisschen darin herum, zeigt ein paar Fotos und sagt: »Das hier zum Beispiel, das ist ein gutes Buch.« Es trägt den wundervollen Titel »O alte Burschenherrlichkeit«. Unter einem guten Buch versteht Wenderoth eines, dass Verbindungen ohne Vorurteile und falsche Geheimniskrämerei darstellt. Also am besten eines, das von jemandem geschrieben ist, der weiß wovon er spricht. Meist sind diese Personen nicht links politisch eingestellt.

Um ein bisschen die Organisation von Verbindungen zu erklären, zeigt er verschiedene Kataloge, in denen Verbindungen mit ihrer Couleur (ihren Farben) und ihrem Zirkel (einer Art Schrifterkennungskringel) aufgelistet sind. Es sind wirklich sehr viele. »Über 2.500 alleine in Deutschland,« sagt Wenderoth. In diesem Moment klingelt das Telefon. Er ist ein Bursche aus einer Heidelberger Verbindung, der Wenderoths Seite im Internet gefunden hat und nun eine Schärpe bestellen möchte. Möglichst noch diese Woche. Herr Wenderoth muss ihn leider vertrösten. So schnell ist selbst ein Profi wie er nicht.

Aber vielleicht sollte man unserem jungen Studenten mal sagen, dass er bei Paul Wenderoth eine neue Verschnürung für seine Pekesche bekommen könnte. Nur bis heute Abend, zum feierlichen Kommers, das wird leider nicht klappen.

Doris Mall <

Durch Schikane zur Freundschaft

»A commitment that you are making
with mind, body and soul.«
Über amerikanische Verbindungen

> Die Verbindungshäuser der »Fraternities« (Burschenschaften) und »Sororities« (Schwesternschaften) gehören zu dem alltäglichen Bild einer US-amerikanischen Uni wie die Bibliothek oder die Sporthalle. In Serien wie »Beverly Hills 90210« und zahlreichen Sitcoms sowie Filmen wie »Blutige Erdbeeren«, »Animal House« oder »Scream 2« dürfen College-Verbindungen nicht fehlen, ebensowenig wie bei MTV, mit neuen Reality Shows wie »Sorority Life« und »Fraternity Life« das wenig spannende Liebes- und Studentenleben ganz normaler »frat boys« und »sorority girls« porträtieren. Mit Musik hat das nun gar nichts mehr zu tun.

Es gibt eine Vielfalt von Verbindungen. Die meisten sind streng nach Geschlechtern getrennt und gehören zu den so genannten Greek Letter Organisations, die meist konservativ sind. In den letzten Jahren sind einige wenige gemischte Verbindungen gegründet worden, die oft auch betonen, für Studenten jeder ethnischen Herkunft offen zu sein. Aber auch die Black Greek Fraternities und Sororities haben eine lange Tradition und datieren ihre Anfänge auf den Beginn des 20. Jahrhundert zurück. Oft wurden sie in Elite-Colleges wie Harvard oder dem berühmten ersten schwarzen College Howard gegründet. In den letzten Jahren etablierten sich auch einige offen schwulesbische Verbindungen.

Das Thema »Homosexualität und Fraternities« findet immer mehr Medienpräsenz, was auch mit dem Erscheinen des Buches »Out on Fraternity Row. Being Gay in a Homophobic Institution«, in dem 30 schwule Männer von ihren Erfahrungen in Fraternities berichten, zu tun hat.

Eine der erschreckenden Fraternities, die im Internet vertreten sind, ist die »Fraternity of Pershing

Rifles«. Sie fühlt sich, es verwundert nicht, der Rifle Association zugehörig und gleicht eher einer Militär-Kaderschmiede gleich denn einer netten Verbindung netter Studenten, die sich ein bisschen Wärme und Zusammenhalt und Alkoholkonsum unter 21 versprechen. Eher selten dagegen sind offensichtliche Anti-Fraternities wie »Theta Beta Potatoes«, die das System der Verbindungen unterwandern, indem sie ihm allen Sinn entziehen und eigentlich nur Bier trinken wollen. So etwas hören die Konservativen der Greek Letter Organizations nicht gerne, da sie sich vor ein paar Jahren das Ziel gesetzt hatten, den Konsum von Alkohol auf Veranstaltungen und Partys von Fraternities bis zum Jahr 2000 zu eliminieren. Es ist ihnen nicht gelungen.

Das wohl Bedeutendste an amerikanischen Verbindungen ist ihre starke Beteiligung an jeder Form von sozialem Engagement. »Serve the community« haben sie sich auf die Fahne geschrieben. So steht in manchen Statuten, dass nur aufgenommen werden kann, wer 12 bis 15 Stunden Community Service pro Woche geleistet hat und trotzdem noch einen Notendurchschnitt von 2,3 hält, und das nötige Kleingeld für den Mitgliedsbeitrag hat, denn: »Who is blessed must share«.

Einer von diesen »blessed people« ist zum Beispiel Jason. Er ist in der Black Greek Fraternity »Sigma Pi Phi«, die, so behauptet er, die erste Black Greek Fraternity war und 1904 gegründet



Kneipe

Wenn Studentenverbindungen »feiern«, dann gehen sie nicht in eine Kneipe, sie veranstalten eine Kneipe auf (nicht »in«) ihrem Haus. Das bedeutet meist Bier saufen bis zum Umfallen. Besonders beliebt sind Bierstrafen. Wer gegen die rigiden Regeln verstoßen hat, muss in die »Kanne« – das heißt er muss so lange Bier saufen, wie die anderen es befehlen.

wurde. Sie stehen im Streit mit »Alpha Phi Alpha«, die 1906 gegründet wurde und die wiederum die Gründung von »Sigma Pi Phi« nicht anerkennen. Es waren damals vorwiegend ältere Studenten, die sich zusammenschlossen, nicht College Studenten.

Jason ist ein »Active«, das heißt er hat den strengen und anstrengenden Bewerbungsprozess erfolgreich überstanden und wurde initiiert. Darüber, wie das genau abgelaufen sei, will er nichts Konkretes sagen – nur soviel, dass es ein teurer und zeitaufwendiger Prozess war. Ein College Student, der an einer Fraternity interessiert ist, heißt »Rushee«. Er kann bei zahlreichen ausgeschriebenen Events mit Mitgliedern von Fraternities zusammenkommen, um sich vorzustellen und ein positives Bild von sich zu hinterlassen. Die Mitglieder stellen dann ausgewählte Studenten zu einer »pledge class« zusammen, die auf Probe in der Fraternity wohnen und sich mit Regeln und Schikanen, sowie diversen unangenehmen Aufgaben herumschlagen müssen. Nach einiger Zeit erfährt man, ob man wirklich auserwählt ist und wird dann initiiert. Ein Thema, das in dem Zusammenhang mit diesem Ritual immer wieder auftaucht, ist das sogenannte »hazing«, frei übersetzt »schikanieren« oder »quälen«.

Auch Jason wurde schikaniert. Und er hat gelernt, es selber zu tun und macht es nach eigenen Aussagen »pretty good«. Er kennt auch die Definition des Wortes nach dem Webster Dictionary. Dieses beschreibt »hazing« frei übersetzt als »1. Schikanieren, indem man unnötige oder unwürdige Arbeit verteilt 2. Schikanieren durch Demütigung, Bestrafung oder Kritik und 3. Schikanieren durch einen Initiationsritus in Fraternities.« »Siehst du«, sagt Jason, »jeder, der Eltern hat, die sich richtig kümmern oder der mal einen stärkeren Raufbold auf dem Schulhof getroffen hat, wurde schon mal schikaniert. Das ist doch normal.« Dass die Fraternities dieses auch als körperlichen Missbrauch definieren und umsetzen sei zwar schade, aber das habe es schon seit den ersten Verbindungen gegeben und das werde es immer geben. Schikanieren mache jemanden zwar nicht zum besseren Mitglied einer Fraternity, aber es stärke die symbolische Bindung zu einer Organisation.

Er persönlich halte ja nichts von brutaler, körperlicher Schikane. Schon seine Mutter habe gewusst, die beste Schikane sei, wenn du den Geist des anderen kontrollierst, um ihn zum Denken zu bringen. Und heute, Jahre später, stimmt Jason ihr zu. Ich nehme den Slogan von Sigma Pi Phi »a commitment that you are making, mind, body and soul« jetzt ganz anders wahr. Da ist der Totenkopf auf ihrer Webseite nur konsequent und mir läuft es kalt den Rücken runter.

Sarah ist Mitglied in der »Black Sorority Alpha Kappa Alpha«, die 1908 in Harvard als »Fraternity für Frauen« gegründet wurde. Erstaunlich niedrig ist der Notendurchschnitt von 3,0, den eine Studentin hier halten muss. Wichtiger sei eben das soziale Engagement, meint Sarah. Und der Zusammenhalt der Studentinnen, die Gemeinschaft. Sie finde hier Freundinnen fürs Leben. Für sie ist klar, sie wird immer eine Alpha Kappa Alpha sein, ihr Leben



lang. »Gerade auch in Zeiten der Krise wie jetzt im Irak-Krieg ist es wichtig, dass sich College Studentinnen engagieren und die Werte des eigenen Landes verteidigen«, sagt sie. Das »Support our Troops«-Schild am Eingang des Alpha Kappa Alpha-Hauses spricht für sich. Auch Sarah will über die Riten und Regeln nichts Konkretes sagen, nur soviel, Männerbesuch im Verbindungs-haus ist verboten, und das findet sie auch gut so. In einer gemischten Verbindung zu sein, könne sie sich nicht vorstellen. Gerade die Gemeinschaft unter Frauen mache das Leben in einer Sorority schließlich aus.

Aus dem Collegeleben sind Fraternities und Sororities wohl nicht wegzudenken. Und die Schüler der staatlichen High School in New Orleans, deren Toiletten mit Hilfe der Sorority Alpha Kappa Alpha renoviert wurden, haben sich bestimmt gefreut. Schließlich braucht man ja einen netten Platz zum Rauchen und kann auch gleich schon mal das Schikanieren üben – für später.

Urte Schubert <

FUX

Wer einer Burschenschaft beitrifft, wird zunächst Fux. Er wird einem »Burschen« zugeordnet. Dieses Verhältnis kann sehr weit gehen, bis hin zu einer Art Leibeigenschaft. Das heißt, der Fux muss dem Burschen Bier bringen oder die Schuhe putzen. Das Ziel des Fuxes ist, irgendwann selbst Bursche zu werden, um anschließend wiederum die neuen Fuxe zu »leiten«.

»Intensiver als eine WG«

Wir sprachen mit einem ehemaligen Burschenschafter

> **UnAufgefordert: Wie hast du die Studentenverbindung kennengelernt?**

Nachdem ich wochenlang vergeblich an meinem Hochschulort eine Wohnung gesucht hatte, rief mich plötzlich jemand an und bot mir ein günstiges Zimmer für ein halbes Jahr ohne jegliche Verpflichtung an. Es war ein Burschenschafter. Ich griff zu, weil das Semester bald anfangt. Ich ging mit der Einstellung hin, dass ich ja innerhalb des halben Jahres vor Ort eine neue Wohnung finden könnte. Denn Studentenverbindungen waren mir damals sehr suspekt.

Warum bist du dann doch Mitglied geworden?

Ganz einfach: Ich bin eingetreten, weil es mir gut gefallen hat. Die Burschenschafter waren ein bunter Haufen allerlei Fachrichtungen und jeglicher politischer Couleur. Das erste, was ich in diesem Metier lernte, war, Vorurteile und Klischees über Bord zu werfen: Es ging nicht nur darum, zu saufen, zu fechten oder deutsche Lieder zu trällern. Auch verstecken sich nicht hinter allen Mauern der Verbindungshäuser elitäre, nationalistisch gesinnte Obrigkeitsstaatsfanatiker. Nicht jede Studentenverbindung ist eine Burschenschaft: Es gibt Sängerschaften, Landsmannschaften, Corps, Turnerschaften, konfessionelle Verbindungen etc. Jede hat ihre eigene Geschichte und ihre liebenswerten, aber auch eigentümlichen Traditionen.

Wie sah dein Alltag als Burschenschafter aus?

Grundsätzlich nicht anders als bei jedem anderen Studenten, aber alles etwas intensiver und organisierter als zum Beispiel in einer WG. Wir kochten zusammen, trieben viel Sport, feierten Partys und diskutierten über Gott und die Welt. Mehrmals im Semester gab es Vorträge und Seminare, auch in anderen Uni-Städten bei befreundeten Verbindungen. In wöchentlichen Fuxenstunden lernten die Neuen die Ideale und Geschichte der Burschenschaft kennen. In Tankursen wurden wir für Bälle fit

gemacht. Und je nachdem, welches Amt du übernommen hast, warst du verantwortlich für Partys, die Bibliothek oder beispielsweise die Instandhaltung des Verbindungshauses.

Wie war die Hierarchie aufgebaut?

Als Neuling warst du als Fux, nach zwei Semestern und bestandener Fuxenprüfung (Vortrag, Probemensur und mündliche Prüfung) bist du dann aktiver Bursche geworden. Inaktive Burschen waren die, die das Grundstudium hinter sich hatten. Wenn du

deinen Studienabschluss gemacht hast, bist du Philister bzw. Alter Herr geworden. Burschenschafter ist man ein Leben lang. So trafen sich auf den Feiern mehrere Generationen mit all ihren unterschiedlichen Erfahrungen. Als Fux hast du dir einen Ansprechpartner oder »Mentor« bei den Burschen ausgesucht. Häufig sind daraus lebenslange Freundschaften entstanden.

Warum bist du nach zwei Jahren dennoch ausgetreten und bereust du deine Entscheidung?

Mein Austritt hatte viele kleine Gründe. Wie bei jeder lang existierenden Institution, ob Partei, Kirche oder Hochschule, die sich Grundsätze und Aufgaben gegeben hat, sind interne Reformen sehr langwierig und manchmal auch unmöglich. Ich habe Fragen gestellt und bin angeeckt: Warum werden Studentinnen nicht aufgenommen? Welchen Sinn hat das Mensurfechten in der heutigen Zeit noch? Wie positioniert sich die Burschenschaft in einem multinationalen Europa? Die Bundesbrüder hatten oft keine befriedigenden Antworten und mir wurde klar, dass Anspruch und Wirklichkeit weit auseinander klafften. Dazu kamen private Gründe. Weder meinen Eintritt noch meinen Austritt bereue ich. Ich habe viel erlebt, viel gelernt und vieles von dem kann ich heute noch anwenden.

Kannst du Studentenverbindungen grundsätzlich empfehlen oder eher nicht?

Ich kann doch keine Empfehlung abgeben! Jede Verbindung ist anders. Es gibt wirklich rechtsradikale Burschenschaften, das ist aber eine Minderheit. Es gibt aber auch liberale oder sogar »linke« Burschenschaften. Allen gemeinsam ist eine konservative Grundhaltung. Ich kann nur jedem raten, der sich eine Meinung über Studentenverbindungen erlaubt, genau hinzuschauen und nicht alle pauschal zu verurteilen. Wer Begriffe wie »persönliche Freiheit« und »Verantwortung für andere« mit Leben erfüllen will, kann – aber muss nicht – in eine Studentenverbindung eintreten. Er kann sich auch in anderen Gruppen engagieren. Hauptsache, er studiert nicht vier oder mehr Jahre alleine vor sich hin und hat nur seine Fachbibliothek von innen gesehen.

Wie sähe die ideale Studentenverbindung für dich aus?

In Ansätzen gibt es schon viele Verbindungen, die meinem Ideal nahe kommen. Wichtig ist, dass Anspruch und Wirklichkeit sich aufeinander zu bewegen. Studentenverbindungen sollten alle Studierenden ansprechen können, manche alten Zöpfe abschneiden und neue Traditionen stiften. Sie sollten eine studentische europäische Bewegung in Gang setzen und die Hochschulen zu mehr Initiative für ein offenes Europa auffordern: Vergleichbarkeit der Abschlüsse, europäische Studiengänge, bessere Startbedingungen für Gaststudierende und -dozenten. Da liegt ein riesiges Potenzial verborgen, wie vor 200 Jahren, als sich Studierende, also Burschen für Einigkeit und Recht und Freiheit eingesetzt haben und häufig deswegen im Unikarzer gefangen saßen.

Die Fragen stellt Alexander Florin <

Alter Herr

Wer sein Studium beendet hat, tritt nicht etwa aus der Verbindung aus, er hat ja lebenslange Loyalität geschworen; er bleibt ihr als »Alter Herr« erhalten. Das Netz der Alten Herren dient vor allem den Seilschaften, von denen die Burschenschafter profitieren. Wie das funktioniert, hat der Burschenschafter Eberhard Diepgen (CDU) vorge-macht: Erst wurde er Bürgermeister, dann ruinierte er gemeinsam mit den Burschenschaf-tern Klaus Landowsky und Rainer Zittelmann die Berliner Staatsfinanzen.



Foto: Susanne Vangerow

das Gespenst der Sparauflagen

> Viele Studierende weigerten sich zu glauben, was ihnen die Presse gleich zum Semesterbeginn verkündete: Die Humboldt-Universität (HU) gibt fast jede vierte Professur einschließlich der zugehörigen Mitarbeiter auf, schließt die Landwirtschaftlich-Gärtnerische Fakultät und die Bibliothekswissenschaften, streicht vielen Fachrichtungen die Magister-Nebenfächer. Und das alles schon bis 2009. Sicher, bis dahin kann noch viel geschehen, bis dahin können noch viele Studierende ihr Studium beenden. Aber bis dahin wird die HU auch viel von dem verlieren, was sie zu einer studienwerten Uni macht.

Der letzte Streik (1997) liegt schon eine Studentengeneration zurück, es wird Zeit, dass wieder etwas geschieht. Die Studierenden wollen sich ihre Fächer nicht einfach zusammenstreichen lassen und gehen – zunächst verbal im Akademischen Senat – auf die Barrikaden. Vereint mit Institutsleitern, Dozierenden und Mitarbeitern wollen sie gegen das Sparprogramm des HU-Präsidiums protestieren. Dieses sieht sich aber nur als Schadensbegrenzer, setzt es doch die Vorgaben des Senats um.

Die Tinte unter den Hochschulverträgen begann gerade zu trocknen, da teilte Wissenschaftssenator Thomas Flierl den Unis mit, sie hätten von 2006 bis 2009 weitere 75 Millionen Euro einzusparen. »Mit den Planungsbudgets ist nun die Basis

geschaffen, an den Universitäten Strukturplanungen vorzunehmen«, sagt Flierl. Und das Präsidium der Humboldt-Universität ging auch sofort ans Werk.

Das Präsidium erstellte Rankings, die viele der Betroffenen nicht nachvollziehen können oder mögen. Aus diesen Rankings entwickelte es dann Kürzungsvorschläge, die vorwiegend beim Personal umgesetzt werden, das 81 Prozent des Haushaltes ausmacht. Vakante Stellen landeten automatisch auf der Liste. Dass diese, um den Lehrbetrieb zu gewährleisten, derzeit oft von Gastdozenten besetzt werden, störte dabei nicht. Genauso strichen die Kürzungsstrategen alle Stellen, die bis 2009 altersbedingt frei werden.

Aus derzeit elf Fakultäten werden sieben. Die neuen Fächerzusammenstellungen sollen »die Interdisziplinarität intensivieren und Flexibilität gewährleisten« – so das Präsidium in seiner Begründung vor dem Akademischen Senat.

Bis zum 30. Juni nächsten Jahres sollen die Strukturpläne dem Senat vorliegen, das sicherten die Unis auch zu. Sonst würde eine Expertenkommission die Umsetzung der Kürzungen vornehmen. Es ist also wieder einmal nicht viel Zeit für Proteste, Vorschläge und Konzepte.

Alexander Florin <



An der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät
formiert sich Protest gegen die geplante Schließung.

❖ Wer einen Bauern reinlegen will, hat schon verloren ❖

> Die Eingangshalle erinnert fast an einen toskanischen Dom. Marmorplatten zieren den Fußboden. Durch ovale Fenster scheinen Sonnenstrahlen. Am Kopfende der Halle steht eine überlebensgroße Statue. Sie stellt Albrecht Thaer dar, den Stammvater der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät (LGF). In der Halle findet man auch ein Plakat. »Quo Vadis LGF« steht darauf – Wohin geht die LGF? Auf Beschluss des Präsidiums der Humboldt-Universität soll diese Fakultät bis 2009 geschlossen werden. Betroffen sind davon 31 Professor/innen, zahlreiche Mitarbeiter/innen und fast 1.500 Studierende.

Von der Eingangshalle kommt man in den Innenhof des Fakultätsgebäudes. Bäume mit bunten Blättern ragen hier in die Höhe. Auf den Wegen liegt Herbstlaub. Am Ende des Hofes ist der Raum, wo gleich die Erstsemestervorlesung beginnen wird. Martin Bork liest den Aushang vor dem Vorlesungssaal. Die Fachschaft ruft zu Aktionen gegen die geplante Schließung auf. »Nicht schon wieder«, hat der frischgebackene Student gedacht, als er während der Einführungsveranstaltung von den Plänen der Unileitung gehört hat. Auch seine Schule machte nach ihm ihre Pforten dicht. Aber eigentlich sei das gar nicht so schlimm gewesen. Auch die Schließung seiner neuen Wirkungsstätte nimmt er eher gelassen »Es ist ja nicht so, dass morgen zugemacht wird.« Außerdem möchte er sowieso bis 2009 fertig studiert haben, – »theoretisch.« Heute ist er sehr früh gekommen.

Der Gang vor dem Vorlesungsraum ist noch leer. Aber bald strömen die »Erstis« durch den Hof. Viele rauchen eine Zigarette, bevor sie die Treppe zum Vorlesungssaal erklimmen. Marika Bodnar streicht sich mit der freien Hand eine blondierte Strähne aus dem Gesicht. »Ernüchternd« fand sie die Information über die geplante Streichung. Von den Protestaufrufen der Fachschaft fühlte sie sich auf den Schlips getreten gefühlt. »Ich habe mich fast gezwungen gefühlt, jetzt was zu machen. Zehnmal am Tag hat man das gehört.« Erst mal war es ihr nämlich wichtig, in ihr Studium reinzukommen. Aber jetzt versteht sie die Fachschaft schon. Schließlich möchte sie auch gerne in Berlin weiterstudieren. Ihren Wunsch, Gartenbauarchitektin zu werden, kann sich die gebürtige Ostdeutsche sonst kaum erfüllen. Agrarwissenschaften als Studiengang bietet im Osten nur Berlin. Was genau sie unternehmen könnte, um das Aus ihrer Studienstätte zu verhindern, weiß die 19-Jährige aber nicht.

»Typisch Ersti, die machen nichts«, erregt sich eine Studierende höheren Semesters. »Die sind von der Schule her nicht gewöhnt, sich zu engagieren.« Die Studentin, die sich so aufregt, steht im Studierendencafé »Flora Soft« hinterm Tresen. Einige Federn schmücken ihr kurzes Haar. Zusammen mit ihrem

Kommilitonen Martin Gemeinholzer spült sie Becher aus. Das Café ist fast leer. Zwei Studenten lümmeln in den Sesseln. Eine Gruppe steht im Eingang und unterhält sich. Martin hat schon früher als andere von den Präsidiumsplänen erfahren. Eine Freundin von ihm ist HiWi am Institut. »Die war total fertig, als sie mir davon erzählt hat.« Martin musste sie erst mal beruhigen: »Vielleicht wird alles gar nicht so schlimm.« Er beteiligt sich an den Protesten gegen die Schließung und möchte auch am Dienstag zur Aktion im Hauptgebäude der HU gehen.

An diesem Tag, dem 28. Oktober, wird der Akademische Senat zu den »Eckpunkten der Strukturplanung« tagen. Darin sind die vorgesehenen Einsparungen – damit auch die Schließung der LGF – verankert. Bisher ist der Strukturplan, auch wenn es in der Presse anders dargestellt wurde, nur ein Entwurf des Präsidiums. Am Dienstag soll der Akademischen Senat ihn diskutieren und beschließen.

»So geht es nicht!«

Hinter einer gelben Tür ist der Fachschaftsraum. Hier sitzt Jenny Walther, Fachschaftsmitglied und eine der Hauptorganisator/innen der Proteste. Den Strukturplan findet sie unmöglich: »So'n Ding auf den Tisch geknallt, ohne inhaltliche Begründung, nur anhand von zwei Kriterien – das geht so nicht!« Sie sitzt hinter einem Schreibtisch. Während sie redet, reicht sie einer Erstsemestlerin – sie hat nämlich gerade Studierendenberatung – einige Unterlagen und diese zieht sich nach hinten zum Kopierer zurück. Jenny Walther schlägt die Beine übereinander und erzählt von den Kriterien, die hinter dem Strukturplan stehen.

Gekürzt wird nach Altersstruktur und Drittmitteln. Also dort, wo demnächst sowieso Professor/innen altersbedingt ausscheiden. Bei der LGF trifft das bis 2009 auf 21 der 31 Professuren zu. Was die Drittmittelinwerbung angeht, sind die Agrarwissenschaftler im Bereich Wirtschafts- und Sozialwissenschaften des Landbaus überdurchschnittlich. Unter dem Durchschnitt liegen sie allerdings in den anderen drei Bereichen: Pflanzenbau-, Gartenbau-, und Nutztierwissenschaften. Hinzu kommt, dass die LGF wegen der vielen Anbauflächen sehr teuer ist. Die Hälfte, der vom politischen Senat geforderten finanziellen Einsparungen könnte Universitätspräsident Jürgen Mlynek vorweisen, wenn die LGF wegfällt. Ein Drittel der Stellenstreichungen wäre damit erreicht. Dabei geben sich die Agrarwissenschaftler alle Mühe billiger zu werden. Seit 1992 wurden zwei Drittel des Etats gespart. Damals gab es noch 97 Professuren.

Die Erstsemestlerin ist fast fertig mit Kopieren. Jenny Walther kann verstehen, dass die Neuankömmlinge nun erst einmal damit zu tun haben, ihr Studium auf die Reihe zu kriegen. Sie findet auch nicht, dass die Fachschaft Panikmache betrieben hat. Aber darauf hinzuweisen, dass es bis 2009 nur noch 10 Professuren gibt, findet sie schon wichtig. Denn: »Wie soll mit diesen begrenzten Mitteln weiterstudiert werden? Und außerdem kann man nur in Berlin Gartenbau auf Lehramt studieren. Fischerei- und Gewässerökologie sind europaweit einzigartig.« Auch im Hinblick auf die EU-Osterweiterung können die Forschungsergebnisse und Netzwerke der LGF genutzt werden.

Schon einmal drohte der LGF die Schließung. Das war 1996, als der politische Senat Berlins beschloss, sich die agrarwissenschaftliche Fakultät aus Kostengründen zu sparen. Damals stellte sich die Unileitung hinter ihre Landwirte. Die Begründung war der gute internationale und nationale Ruf der Berliner Fakultät. Als Reaktion entwickelte sich die LGF zum Musterknaben der vom Präsidium gewünschten Studienreformen. Schon zum Wintersemester 2000/01 wurden Bachelor- und Masterstudiengänge eingeführt, damit war die LGF die erste Agrarfakultät in Deutschland, die dieses tat. »Hier sind alle sauer auf die Universitätsleitung.« Jenny meint mit »alle« die Studierenden genauso wie die Professoren. Die Agrarwissenschaftler schmerzt es, dass das Präsidium heute selbst die Schließung vorschlägt. »Wahrscheinlich dachte Mlynek, wir hätten keine Lobby, aber da hat er sich geirrt.« Durch Pfiffe und Buhrufe habe man ihm während der Einführungsveranstaltung zum neuen Semester deutlich gemacht, dass die Landwirte und Gartenbauern sich wehren. Denn »Wer einen Bauern reinlegen will, hat schon verloren«, zitiert die Studentin ihren Ex-Dekan.

Christian Ulrichs fühlt sich hereingelegt, oder »geködert«, wie er es ausdrückt. Er ist Junior-Professor an der LGF. Er hatte eine gute Stelle in den USA. Er hat sie aufgegeben für das Versprechen, bei guter Evaluierung bestünde eine 1/3-Chance auf Übernahme in Berlin. Dann, beim Neuberufenenempfang im Hause von Wissenschaftssenator Flierl, traf Ulrichs auf Mlynek. Ein »Es täte ihm leid, aber die LGF würde keiner vermissen« traf ihn völlig unvorbereitet. Er will das so nicht hinnehmen. Bei der Kundgebung am Dienstag wird er eine Rede gegen die Schließung der LGF halten.

Singen gegen die Schließung

Am Dienstag drängen sich die Protestierenden vor dem Haupteingang der HU. Viele tragen einen grünen Flicker am Ärmel. »LGF« steht darauf, daneben ist ein gelb-rotes Blümchen. »Ist doch gar nicht so schlecht«, sagt Jenny Walther. Es sind wohl doch mehr Leute gekommen, als sie erwartet hat. Auch ein paar Erstsemestler tummeln sich unter den Demonstrierenden. Die Sonne scheint. Die Helmholtzstatue in der Mitte des Hofes ist von Transparenten umgeben. Als die Redebeiträge geendet haben, sollen alle singend ins Hauptgebäude einziehen. »Wie soll das mit dem Singen denn klappen, wir kennen die Melodie ja gar nicht.« Zwei ältere Damen halten skeptisch ihre Textblätter in der Hand. Mit mäßig lautem Gesang bewegt sich die Demo dann Richtung Senatssaal. Die, die noch einen Platz ergattern können, nehmen an der Sitzung des Akademischen Senates teil. Jenny Walther sitzt ganz vorne.

Was hier beschlossen wird, ist noch nicht das Ende der LGF. Der Juniorprofessor Ulrichs ist optimistisch. Seine Zukunft plant er weiterhin bei den Agrarwissenschaftlern in Ber-



lin. »Wenn wir alle an einem Strang ziehen, werden wir schon eine Lösung finden«, ist er sich sicher. Mlynek will er beim Wort nehmen. Das Ganze sei erst mal ein Vorschlag, habe der über die im Strukturplan verankerten Schließungspläne gesagt. Schließlich habe auch die vom Universitätspräsidium einberufene Gutachterkommission den Erhalt der Fakultät als Ganzes empfohlen.

Susanne Vangerow <

Selten waren so viele Studierende bei einer Sitzung des Akademischen Senats der HU. Der Präsident freute sich.

mlynek in die Landwirtschaft



Foto: Alexander Florin

Mit Gitarre, Trompete und Gesang zog die LGF vor den Akademischen Senat

> Es ist kurz vor drei Uhr, Dienstagnachmittag, der 28. Oktober. Vor dem Senatssaal im ersten Stock des Hauptgebäudes der Humboldt-Universität zu Berlin (HU) steht ein schwarzer Monolautsprecher auf einem Rollwagen. Aus ihm dringen Stimmen. Hin und wieder kommen Studierende vorbei, bleiben kurz stehen, drehen ein wenig am Lautsprecherknopf herum und gehen dann weiter. Die Stimme spricht von 30 Millionen Euro, von Instituten, die geschlossen werden sollen, von Verantwortung. Es könnte die Stimme des Präsidenten sein, sie könnte aber ebenso gut einem Studierenden gehören. Der Lautsprecher uniformiert die Stimmen zu einem gleich klingenden Krächzen.

Im Senatssaal tagt seit sechs Stunden das Gremium, das dem Saal seinen Namen gegeben hat, der Akademische Senat (AS) der HU. Es geht um die Strukturplanung des Präsidiums. Die Landwirtschaftlich-Gärtnerische Fakultät (LGF) soll geschlossen werden, die Bibliothekswissenschaften auch. Die Romanistik und die Asien- und Afrikawissenschaften sollen einen großen Teil ihrer Stellen einsparen. Deshalb sind zu der Sitzung um neun Uhr früh nicht nur die gewählten Vertreter des Senats und das übliche Dutzend Zuschauer gekommen, sondern auch weit über hundert Studierende. Es werden zusätzliche Stühle aufgebaut, doch das reicht bei weitem nicht. Die Menschen drängen weiter in den Senatssaal hinein. Viele müssen vor der Tür bleiben. Damit sie die Sitzung verfolgen können, wird der Lautsprecher auf den Flur geschoben.

Die Studierenden der LGF tragen die Initialen ihrer Fakultät auf grünen Schildern am Oberarm, die der Bibliothekswissenschaften haben sich CDs umgehängt. Am Fenster baumelt ein Schild mit der Aufschrift »Mlynek in die Landwirtschaft«. Das Schild ist offenbar in Eile geschrieben worden, das »schaft« ist in winziger Schrift in die untere Ecke gequetscht. Zwei Studenten bauen direkt hinter dem Platz von Präsident Jürgen Mlynek ein Transparent auf. »Herr Präsident, Sie haben Ihre Aufgabe verkannt«, steht darauf.

Dann kommt der Präsident. Er eröffnet die Sitzung und erklärt, dass zunächst einige wichtige Punkte abgearbeitet werden müssten, bevor man zu dem Punkt komme, »für den die Öffentlichkeit sich hier sicher interessiert«: zu Tagesordnungspunkt sechs, dem Strukturplan. Die Öffentlichkeit nimmt das hin, sie grölt nicht, buht nicht, pfeift nicht. Eine Stunde hört sie geduldig zu, wie der AS über Zulassungszahlen und den Nachtragshaushalt diskutiert. Dann endlich ist es soweit. Mlynek ist sichtlich nervös, er weiß, was jetzt kommt. Er

weiß, dass gleich der Zorn der Betroffenen auf ihn einprasseln wird. Deshalb bedankt er sich bei ihnen, er freue sich, dass sie offenbar gekommen seien, um sachlich zu diskutieren.

Dann ist Dieter Kirschke an der Reihe. Der Professor der LGF ist erregt. Er sagt, er wolle überhaupt nicht diskutieren, nicht über diesen Vorschlag des Präsidiums. »Das Papier ist nicht nachvollziehbar dokumentiert«, sagt Kirschke. »Wenn das eine Seminararbeit zu diesem Thema wäre – ich frage Sie, wie würden wir ein solches Papier wohl bewerten?« Die Protestierenden klatschen. Das sind die kämpferischen Töne, die sie hören wollen. Kirschke stellt den Antrag, das Papier als Diskussionsgrundlage abzulehnen (siehe Kommentar). Er wird damit am Ende keinen Erfolg haben, aber zunächst fühlt sich das Präsidium herausgefordert.

Verbale Tiefschläge

Heinz-Elmar Tenorth, Vizepräsident für Studium und Lehre, ergreift das Wort. »Ihre Argumentation bewegt sich auf dem Niveau des Bodensatzes von Rudi Völler«, wirft er Kirschke an den Kopf. Die Protestierten raunen, solche verbalen Tiefschläge haben sie von der Uni-Leitung nicht erwartet.

Mlynek versucht, sein Präsidium aus der Schusslinie zu bewegen. Immer wieder sagt er, dass er den Unmut verstehe,

als würde das den Betroffenen helfen. Er versucht, den Zorn in andere Bahnen zu lenken. Gegen den Senat, der habe die Kürzungen schließlich verlangt. Im Übrigen spreche sich auch die Uni-Leitung grundsätzlich gegen Kürzungen im Wissenschaftsbereich aus. Und gegen den Präsidenten der Technischen Universität, Kurt Kutzler, der glaube, »HU und FU würden die Sparsumme unter sich aufteilen.«

Dann werden viele der Studierenden müde. Es ist nach zwölf, sie verpassen ihre Vorlesungen, die Diskussion dreht sich im Kreis. Es geht um das Verfahren und den Zeitplan. Bis Ende Juni muss die HU dem Berliner Senat einen Sparplan vorlegen. Anderenfalls hat Wissenschaftssenator Thomas Flierl angekündigt, eine externe Expertenkommission einzusetzen. Alle Vertreter betonen, es müsse gewährleistet werden, dass der AS »Herr des Verfahrens« bleibe. Dann geistern Abkürzungen wie EPK, für Entwicklungs- und Planungskommission, und LSK, für Kommission für Studium und Lehre, ohne Erläuterung durch den Saal. Viele gehen, sie verstehen einfach nichts mehr.

Die Verbliebenen sind zunehmend verärgert über die Ignoranz des Präsidiums. Ulfert Oldewurtel, Student der Asien- und Afrikawissenschaften spricht aus, was alle vermuten: »Der Vorschlag des Präsidiums ist längst beschlossen, er wird jetzt seinen Weg durch die Kommissionen gehen und am Ende wird es genau so geschehen.«

Auch die studentischen Vertreter im AS verzweifeln am Präsidium, das gemäß Satzung die Redeleitung hat. Sie versuchen, dem Präsidenten die Redeleitung zu entziehen. An so starkem Aufbegehren wollen sich die professoralen Vertreter

dann doch nicht beteiligen. Auch der Alternativvorschlag der Studierenden, der unter anderem eine stärkere Einbindung aller Statusgruppen und die Prüfung der Effektivität des fünfköpfigen hauptamtlichen Präsidiums vorsieht, bekommt keine Mehrheit. »Wir sind enttäuscht, dass die anderen Statusgruppen ihrer verbalen Kritik keine Taten folgen ließen«, so Dorothee Booth, Öffentlichkeitsreferentin des RefRats nach der Sitzung.

Am Ende Enttäuschung

Es ist bereits nach drei Uhr. Alle Verbliebenen haben mittlerweile einen Sitzplatz gefunden, als die LGF-Studentin Heike Delling als eine der letzten ans Mikrofon tritt. Sie hält noch einmal ein Plädoyer für das Fortbestehen ihrer Fakultät, weist darauf hin, dass die LGF die einzige ihrer Art im Osten der Republik sei, die Bibliothekswissenschaften sogar einzigartig in ganz Deutschland. Die LGF habe immer ihre Reformbereitschaft gezeigt, sie habe als erste das Bachelor- und Master-System eingeführt und sei dafür stets vom Präsidium gelobt worden: »Wir fühlen uns von Ihnen verraten, Herr Tenorth.« Die fünf Präsidiumsmitglieder sitzen das jetzt aus, die Kritik erreicht sie längst nicht mehr. Dann ist die Sitzung geschlossen, der Lautsprecher vor der Tür wird abgebaut, und der Präsident verschwindet hinter der schweren Tür seines Büros.

Er, Jürgen Mlynek, bleibt der Herr des Verfahrens.

Steffen Hudemann <



Foto: Susanne Vangerow

kommentar

Fehlstart in die Strukturdebatte

> Der vom Präsidium vorgelegte Vorschlag zur Strukturplanung ist keine geeignete Grundlage für die Strukturdebatte an der Humboldt-Universität.

Erstens: Der Vorschlag des Präsidiums mutet den Einrichtungen teilweise erhebliche Einschnitte zu, ist aber praktisch nur in einem Punkt ein wirklicher Strukturvorschlag: die Landwirtschaftlich-Gärtnerische Fakultät zu schließen. Das ist als Diskussionsgrundlage für die künftige Struktur der Humboldt-Universität zu wenig.

Zweitens: In der anstehenden Strukturdebatte sollten Leistungsindikatoren für Forschung und Lehre in angemessener Weise berücksichtigt werden. Der Vorschlag des Präsidiums lässt nicht erkennen, ob und wie das geschehen ist. Es ist nicht akzeptabel, dass Vorschläge selektiv und punktuell durch Zahlen unterlegt werden, wenn die Vorgehensweise nicht nachvollziehbar ist.

Drittens: Der Vorschlag des Präsidiums enthält verschiedene alte und neue Worthülsen zu einer künftigen Humboldt-Universität; es gibt jedoch keine Informationen zu dem konkreten Strukturvorschlag. Hintergründe des Vorschlags werden

nicht genannt, Optionen werden nicht erläutert, der Abwägungsprozess im Präsidium ist nicht ersichtlich, und eine Begründung des konkreten Vorschlags wird nicht gegeben.

Viertens: Der Vorschlag des Präsidiums führt zu enormen Konflikten, und er versucht, das Ergebnis vorwegzunehmen. Wenn fast alle Einrichtungen davonkommen und nur die Landwirtschaftlich-Gärtnerische Fakultät geopfert werden soll, ist es schwierig, eine Mehrheit gegen einen solchen Vorschlag zu gewinnen. Man mag deshalb den Vorschlag des Präsidiums als taktische Meisterleistung werten; für den internen Diskurs und die Diskussionskultur an der Humboldt-Universität ist er fatal.

Wir hoffen, dass es der Humboldt-Universität dennoch gelingt, eine konstruktive Debatte über die künftige Struktur zu führen und einen akzeptablen Strukturplan nicht gegen, sondern mit den Einrichtungen zu erarbeiten und umzusetzen. Wir sind überzeugt, dass die Agrarwissenschaften ein genuiner Bestandteil der Humboldt-Universität sind und bleiben.

Prof. Dr. Dieter Kirschke

Landwirtschaftlich-Gärtnerische Fakultät, Fachgebiet Agrarpolitik, und Mitglied im Akademischen Senat <

»Lehre ist so kaum noch möglich«

In sechs Jahren soll jede fünfte Professur eine Junior-Professur sein. Sie können die Spar-Lücken jedoch nicht füllen.

> Nachdem die Humboldt-Universität (HU) vor drei Jahren Vorreiter in Sachen »Junior-Professur« war und die Probleme bei der Einführung ignorierte (UnAuf 132), will sie nun bis zum Jahr 2009 insgesamt 73 Junior-Professuren fest im Stellenplan verankern. Genauer gesagt: Das Präsidium scheint bei seinen Vorschlägen zum Sparen wegfallende Professuren wenigstens ein bisschen ausgleichen zu wollen.

Von Prof. Dr. Hans Jürgen Prömel, Vizepräsident für Forschung an der HU, gibt es auf die Frage, ob die Junioren die eingesparten Professuren abfangen sollen, folgende Antwort: »Wir wollen die Lücken nicht durch Junior-Professuren füllen. Das wäre Augenwischerei. Es handelt sich vielmehr um das »Upgrade« von einigen Mittelbaustellen.« Ein Institut, das eine Junior-Professur haben möchte, muss eine Stelle aus dem Mittelbau dafür »opfern«. Die Ausstattung der Junior-Professoren ist besser als die im Mittelbau. Damit ist bessere Lehre und Forschung möglich. Da Professuren und Mitarbeiter nach Lebensalter, Junior-Professuren jedoch pauschal bezahlt werden, sei die finanzielle Mehrbelastung sehr gering.

Derzeit gibt es bereits über 30 etablierte Junior-Professoren und -Professorinnen an der HU; zählt man die Medizin mit, sind es 43. Anfangs gab es in den Fächern Probleme mit der Anerkennung als Professoren, »aber so etwas braucht Zeit«, weiß Prömel, dessen Steckenpferd die Junior-Professuren sind und der sie ermutigt, auch für ihre Statusgruppe der Professor/innen in den Gremien mitzuarbeiten. Ebenso ging die Bereitstellung von Ausstattung, beispielsweise Arbeitsräumen, nicht immer glatt vonstatten, aber jetzt ist alles im Lot. Bevor das Präsidium daran ging, etwa 40 weitere Stellen festzuschreiben (Verteilung: siehe Tabelle S. 24), zog es Bilanz über die bisherigen Junior-Professuren. »Grundsätzlich positiv« fiel diese aus, so Prömel, der betont, dass die Fakultäten dadurch verjüngt werden und neue Ideen Einzug in Lehre und Forschung halten.

Doch eine Hierarchiestufe tiefer ist die Begeisterung nicht ganz so groß. »In den Naturwissenschaften sehe ich die Junior-Professuren eher kritisch«, sagt Prof. Dr. Erhard Kemnitz, Institutsdirektor der Chemie. In der Chemie klafft die Lücke zwischen Mittelbau und Professuren besonders groß: Ein Profes-

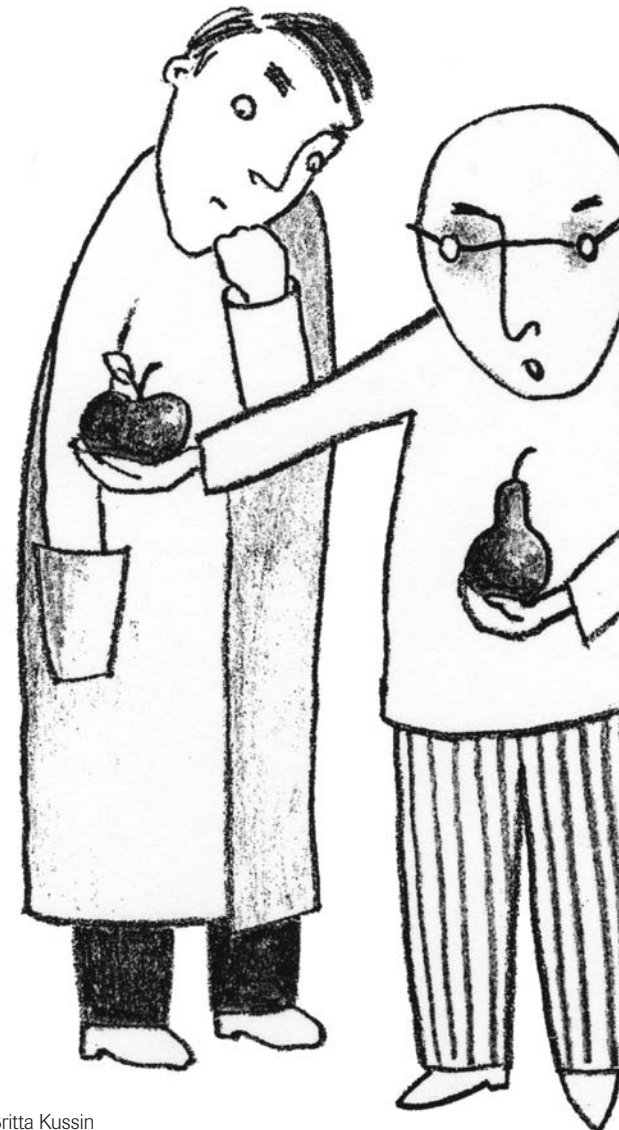


Illustration: Britta Kussin

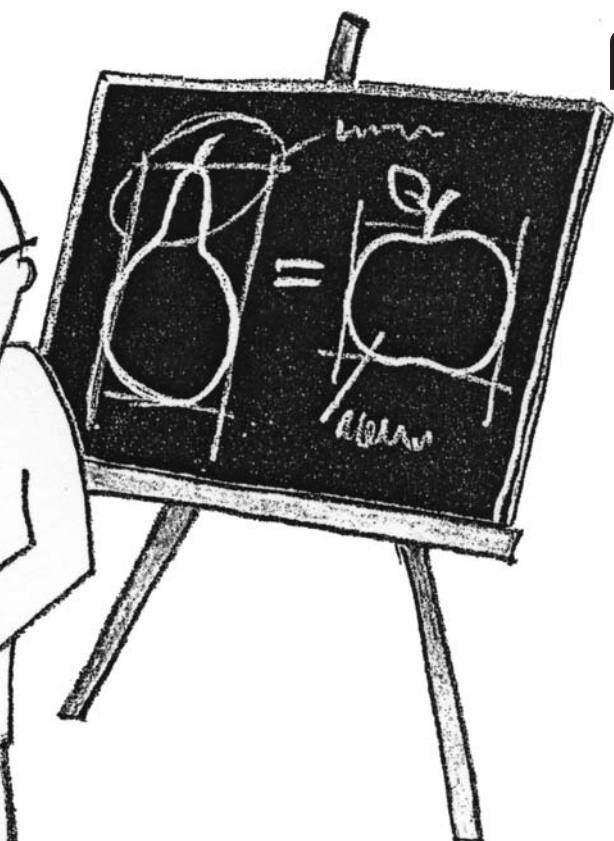
sor kann in einer Vorlesung viele Studierende mit Wissen bereichern, doch in den wichtigen Praktika müsse in kleinen Gruppen gearbeitet werden – und die leitenden Mitarbeiter des Mittelbaus. Deshalb kann die Chemie auf ihre Mitarbeiter kaum verzichten: »Junior-Professuren sind nicht grundweg negativ, aber sie sind nie und nimmer ein Ausgleich für eine Professur – weder in der Lehre noch in der Forschung.«

Junioren ohne Mitarbeiter

Ganz nebenbei fallen ja bei der Streichung einer Professur immer auch deren Assistenten weg. Das hieße bei der beabsichtigten Streichung von vier Professuren in der Chemie fallen elf volle wissenschaftliche Mitarbeiterstellen weg. Und Junior-Professuren sind nicht mit Personal ausgestattet, halten über die sechs Jahre verteilt durchschnittlich nur fünf Semesterwochenstunden und sollen auch noch selbständig forschen. Kemnitz weiß, was er kritisiert: Er selbst gibt auch schon mal zwölf Semesterwochenstunden, wenn es nötig ist.

Die gleichen Probleme mit den Einsparungen hat die Romanistik, wo man das Sparpotenzial von einer Million Euro

Autonomie ist wichtig



nicht nachvollziehen kann. Man habe bereits fünf nicht besetzte Professuren (von zehn für 2.100 Studierende) und helfe sich mit drei Vertretungen aus. »Wenn die wegfallen, geht's ans Eingemachte«, stellt Prof. Dr. Dieter Ingenschay, Institutsdirektor der Romanistik, klar. Man brauche vielmehr für das Lehramt eine Didaktik-Professur, die bereits seit vier Jahren nur vertreten wird. Durch die Einführung von Bachelor/Master-Studiengängen, voraussichtlich ab Wintersemester 2004/05, wäre eine kürzere Durchlaufzeit der Studierenden zu erreichen und durch die Straffung und geringere Belastung könne man auf zwei Stellen verzichten. Aber mit dem aktuellen Vorschlag »ist die Romanistik, wie sie jetzt besteht, nicht fortzuführen.«

Trotz Sparen das Niveau halten

»Die Entwicklung ist nicht studierendenfreundlich. So schlecht ist die Situation nirgendwo – da kann man jede andere Uni vorziehen«, resigniert Ingenschay. Aber er will den Kampf für sein Fach, das immerhin an der studierendenstärksten Fakultät der HU angesiedelt ist, nicht aufgeben. Er hofft auch auf die Unterstützung der Botschaften und verweist darauf, dass beispielsweise Italien, Spanien, Portugal und Katalanien sich jeweils an der Besetzung von Lektoratsstellen am Institut beteiligen. Außerdem hätten die Studienabgänger gute Berufschancen durch den hohen Praxisbezug.

Es gibt nirgendwo Unverständnis dafür, dass gespart werden muss und dass die Uni »Schadensbegrenzung« betreibt, indem sie beispielsweise Junior-Professuren fest in den Plan aufnimmt. So kann wenigstens die Gesamtzahl der Professoren beinahe gehalten werden (S. 24). Doch wie auch immer die Daten präsentiert werden, Erhard Kemnitz weiß: »Das Level der Lehre aufrechtzuerhalten ist kaum möglich.«

Alexander Florin <

> Die Theologische Fakultät soll in der Philosophisch-Historischen Fakultät aufgehen und fünf Professuren aufgeben. Wir sprachen mit Dekan Prof. Dr. Heinz Ohme über die Folgen.

UnAufgefordert: Welche Auswirkungen hat es, wenn die Theologische Fakultät nicht mehr eigenständig ist und in eine andere integriert wird?

Heinz Ohme: Das wissen wir noch nicht, das Präsidium hat sich da noch nicht erklärt. Klar scheint: Die Haushaltshoheit wäre nicht mehr bei den Fächern. Das wäre ein erheblicher Einschnitt in unsere Autonomie. Unsere Ablehnung dieser Integration hat nicht nur historische Gründe. Seit 1810 ist die Theologie an der HU eine eigene Fakultät. Wir können es nicht hinnehmen, in grundlegenden Fragen von anderen Fächern majorisiert zu werden.

Wäre die Theologie mit fünf Professuren weniger überhaupt arbeitsfähig?

Wir haben bereits in den letzten Jahren wesentliche Kürzungen erlebt. 1990 hatten wir insgesamt 40 Dozenturen und Professuren in Berlin, dann fusionierte 1993 die Theologie der HU mit den beiden kirchlichen Hochschulen in Berlin und musste mit 22 Professuren auskommen. 1995 waren es nur noch 18, 1998 dann 15. Jetzt geht es um die Substanz. Wir hätten große Probleme, die Prüfungen in allen fünf Hauptdisziplinen der Theologie zu gewährleisten.

Mit zehn Professuren können wir ein angemessenes Studium für etwa tausend Studierende in allen Studiengängen nicht gewährleisten. Mit 227 Erstsemestern im Sommer waren wir die Theologische Fakultät in Deutschland mit dem größten Zuwachs. Nur etwa 25 bis 50 Prozent der Studierenden studieren, um Pfarrer zu werden. Viele belegen Theologie in Kombination mit anderen Fächern. Und gerade die Magister-Nebenfächer sollen wegfallen!

Das ist doch absurd: Auf der einen Seite wirft man uns vor, wir würden uns zu sehr an kirchlichen Interessen orientieren und auf der anderen Seite will man uns wegnehmen, was andere Fächer bereichert.

Kann man den Professurenschwund nicht mit Junior-Professuren ausgleichen?

Wir haben bereits zwei Junior-Professuren. Aber für weitere würden Assistenzstellen wegfallen; das geht nicht. Die Theologen werden trotz der Junior-Professur nicht die Habilitation aufgeben.

Wie geht es für die Fakultät jetzt weiter?

Wir nehmen jetzt, wie die anderen auch, Stellung zu den Vorschlägen und sprechen mit dem Präsidium. Wir haben objektive Einwände gegen das zugrunde liegende Zahlenmaterial und die aufgestellten Rankings der Fächer. Wir werden außerdem bei der Anhörung in der Entwicklungs- und Planungskommission unsere Position deutlich machen. Unser Bestand ist nicht nur von der HU abhängig. Da ist der Senat gefordert. Und die Kirche, die ja ihre eigenen Hochschulen für die Theologische Fakultät geopfert hat.

Das Interview führte Alexander Florin <



Das HU-Präsidium präsentierte Mitte Oktober seine Vorschläge, wie ein Fünftel des Etats gespart werden kann.

sparen nach zahlen

> Etwa 20 Prozent der Mittel, die der Humboldt-Universität (HU) jährlich zukommen, werden wegfallen. Insgesamt sollen alle drei großen Berliner Universitäten bis 2009 gemeinsam 75 Millionen Euro einsparen. Die HU geht davon aus, dass ihr Anteil von 24,3 Millionen bis dahin auf etwa 30 Millionen ansteigt. Zusätzliche Einschnitte im Etat, beispielsweise zugunsten von Fachhochschulen, ist sie seit Jahren gewöhnt. Die aktuell diskutierten Streichungen bewirken auch, dass die HU etwa 3.000 Studienplätze aufgeben müsste, wie der Vizepräsident für Forschung, Prof. Dr. Hans Jürgen Prömel, einräumt. Zieht man in Betracht, dass sich schon jetzt über 37.000 Studierende die theoretisch vorhandenen 20.000 Studienplätze teilen, bekommt man eine leichte Ahnung von den Zuständen in der Zukunft.

Eigentlich sollte mit den Verträgen zwischen Hochschulen und Senat, die den Unis ihre Budgets jeweils für mehrere Jahre zusichern, die Zukunft der Unis sicherer werden. Das einzige, was mit den Hochschulverträgen sicher ist: Es wird immer weiter gekürzt. Im Sommer dieses Jahres forderten die Unis beim Wissenschaftssenator die voraussichtlichen Einsparungen für die Zeit nach den aktuellen Hochschulverträgen, also bis 2009, an. Seine Antwort führte zu Debatten über die Aufteilung, auch wenn Wissenschaftssenator Thomas Flierl betont, dass die Zahl 75 Millionen Euro nur zur Orientierung dient; Senat und Unis müssten sich noch abstimmen.

Die Freie Universität (FU), deren Präsident Dieter Lenzen im Gegensatz zu seinem TU-Kollegen Kurt Kutzler das Budget als verbindlich betrachtet, hätte nach der derzeitigen Aufteilung 26,3 Millionen und die Technische Universität (TU) 32,6 Millionen Euro einzusparen. Das Kuratorium der TU hat die Entscheidung über die Sparvorgaben Ende Oktober abgelehnt. Die TU fühlt sich in der Verteilung benachteiligt, weil sie beispielsweise einen Großteil der Geisteswissenschaften aufgeben müsste.

Die Medizin von HU und FU wurden bereits Opfer von Sarrazin: Die Charité und das Universitätsklinikum ›Benjamin Franklin‹ fusionierten zur ›Charité – Universitätsmedizin Berlin‹. Derzeit suchen sie noch einen Vorstand und einen Modus für Forschung und Lehre.

Kann man die nächste Einsparwelle nicht verhindern? »Der Point of No Return ist überschritten, wir müssen jetzt intern Lösungen erarbeiten, damit die HU eine gute Uni bleibt«, sagt Prömel. Das HU-Präsidium stellte daher eine Streichliste als Diskussionsgrundlage zusammen, die jedoch auf Widerstand stieß. Dem HU-Präsidium wird vorgeworfen, mit seiner Liste Tatsachen zu schaffen, wobei viele die Entscheidungen als fragwürdig und intransparent ansehen. »Der Schwarze Peter wurde vom Präsidium seit Mitte Oktober denen zugeschoben, die keinen Gegenvorschlag machen«, entrüstet sich Heinz Ohme, Dekan der Theologischen Fakultät. Doch bis über die Kürzungen im Akademischen Senat abgestimmt wird, ist noch viel möglich – hoffen die Betroffenen.

Alexander Florin <

	2003	2009	(-)
Mathematik-Naturwissensch.		19*	
Chemie	16	12	-4
Physik	21	18	-3
Mathematik	20	17	-3
Informatik	13	11	-2
Geographie	10	7	-3
Psychologie	13	11	-2
Lebenswissenschaften		8*	
Biologie	20	18	-2
Aufbau Lebenswissenschaften	0	10	10
Museum für Naturkunde	7	4	-3
Landwirtschaft und Gartenbau	31	0	-31
Staatswissenschaften		10*	
Wirtschaftswissenschaften	24	20	-4
Jura	24	20	-4
Philosophie und Geschichte		12*	
Theologie	15	10	-5
Philosophie	8	7	-1
Geschichte	15	13	-2
Archäologie 2+2	4	4	0
Kunstgeschichte	5	5	0
Musikwissenschaft	4	3	-1
Bibliothekswissenschaften	2	0	-2
Kultur- & Medienwissenschaften	7	5	-2
Musikdirektor	1	1	0
Ästhetische Praxis	1	1	0
Kulturwissenschaften		15*	
Deutsche Sprache und Linguistik	9	8	-1
Deutsche Literatur	10	9	-1
Klassische Philologie	3	3	0
Romanistik	10	5	-5
Anglistik/Amerikanistik	9	8	-1
Slawistik	10	7	-3
Europäische Ethnologie	3	2	-1
Großbritannien-Zentrum	3	3	0
Nordeuropa-Institut	4	3	-1
Afrika- und Asienwissenschaften	16	11	-5
Sozialwissenschaften		9*	
Sozialwissenschaften	15	13	-2
Erziehungswissenschaften	12	10	-2
Rehabilitationswissenschaften	12	9	-3
Sportwissenschaften	6	5	-1
Interdisziplinäre Frauenforschung	3	3	0
GESAMT	386	296	-90

*Juniorprofessuren (Gesamt: 73)



kommentar

Der RefRat und das liebe Geld – Neider, Journalisten und die Staatsgewalt

> Es ist kein Geld da! Weder für den Mensabau in Adlershof, noch die Bücher in den Zweigbibliotheken oder die Renovierung und Modernisierung von Hörsälen. Ruinen schaffen ohne Waffen – an manchen Ecken unserer Universität gilt dieser Spruch bereits. Doch da gibt es eine Teilkörperschaft, die pro Semester 190.000 Euro einnimmt. Manchen genügt diese Information, um schon einen Missbrauch zu wittern. Dieses tut auch der Spiegel, der über den Missbrauch von Geldern und der Misswirtschaft in den ASten dieser Republik und auch beim RefRat berichtete. Nun kann ich den Zustand nicht bundesweit beurteilen. Aber für die Humboldt-Universität zu Berlin kann und will ich dies tun.

Der RefRat hat sich eine breite Informations- und Unterstützungsaufgabe gestellt. Diese ist durch die letzte Novellierung des Berliner Hochschulgesetzes rechtlich abgesichert. Damit ist einem Verbot oder einer Beschneidung des RefRats durch die Verwaltungsgerichte entgegenwirkt worden. Durch meine Arbeit als Datenschutzbeauftragter erhalte ich Einblick in die Wirtschaftsberichte des RefRats und kann diesem Gremium bei der Organisation und dem Umgang mit Geld im Rahmen seiner eigenen basisdemokratischen Ordnung nur einen hohen Grad an Professionalität bescheinigen. Auch die Prüfberichte des Landesrechnungshofes sowie die Berichte und Stellungnahmen der Innenrevision kamen zu einem positiven

Ergebnis; ebenso wie das Präsidium dieser Universität, das die Rechtsaufsicht über den RefRat ausübt.

Sollten vereidigte Wirtschaftsprüfer, der Präsident des Landesrechnungshofes oder unser Präsident sich geirrt haben? Oder sollten diese Personen gar den RefRat decken und ein etwaiges strafbares Verhalten vertuschen wollen (was für sich wieder eine Straftat wäre)? Kriminelle Vereinigungen auf höchster Ebene? Wohl kaum! Kontrolle ist wichtig und richtig. Aber auch und gerade die Journalisten des Spiegels hätten mit geringen Rechercheaufwänden zur Kenntnis nehmen können, dass es keinen Anhaltspunkt für eine Misswirtschaft gibt. Ob man mit den Zielen des RefRats immer einverstanden sein muss, steht hierbei auf einem anderen Blatt.

Im Vordergrund sollten die sozialen Errungenschaften des RefRats stehen: die Sozialklausel für das Semesterticket, ein Nothilfefond für unverschuldet in Not geratene Studierende, die ohne diesen exmatrikuliert würden, kostenlose Sozial- und Rechtsberatung für Studierende und die Unterstützung des Studium Generale in Zeiten der Einsparung mit der Sense durch Herrn Sarrazin. Liebe Studierende vom RefRat: Macht weiter so! Und denkt immer daran, dass die Kontrolleure euch von Zeit zu Zeit besuchen kommen. Das gehört zu den Spielregeln.

André Kuhring

Datenschutzbeauftragter der HU <

Der HU-RefRat zur AS-Sitzung am 28. Oktober 2003

> Auf einen Präsidenten, der gegen den Willen der Studierenden mehr sparen will, als der Berliner Senat von ihm verlangt, können wir verzichten. Erneut fordern wir den Rücktritt des Präsidenten und seiner Stellvertreter/innen.

Präsident Mlynek missbrauchte seine Stellung als AS-Vorsitzender und griff manipulierend in die Sitzung ein, wodurch diese zur Farce geriet. In einer dreistündigen Diskussion wurde das Präsidium von allen Seiten scharf angegriffen und dem studentischen Alternativvorschlag zugestimmt. In der Abstimmung fand der präsidiale Vorschlag dann eine große Mehrheit – selbst Vertreter/innen von abzuschaffenden Instituten ließen ihrer vorherigen Kritik keine Taten folgen. Warum?

Der studentische Alternativvorschlag sieht unter anderem vor, die Bezüge der Professor/innen zwei Jahre lang auf Ostniveau einzufrieren. Damit wären die jetzigen Stellen für den Zeitraum der Hochschulverträge abgesichert. Außerdem soll geprüft werden, ob das hauptamtliche Präsidium auf zwei ehrenamtliche Vizepräsident/innen zu verkleinern ist. Drittens übernehmen nach unserem Vorschlag die Kommission für Lehre und Studium und die Entwicklungs- und Planungskommission die Verantwortung für die weitere Strukturplanung. Damit wären die universitären Selbstverwaltungsgremien an den notwendigen Diskussionen besser beteiligt.

Dorothee Booth

Öffentlichkeitsreferat, RefRat der HU <

**COPY SHOP
COPY SERVICE**

im Internet unter
www.copyclara.de

COPY 

CLARA
Inh. G. Kienast

- ★ **Kopien in s/w und Farbe**
- ★ **Drucken in s/w und Farbe**
- ★ **Großkopien bis A0**
- ★ **Alle Bindungen sofort**
- ★ **Diplom- u. Dissertationsarbeiten**

*Kopien DIN A4
s/w ab 3 Ct.*

**Dorotheenstr. 90
10117 Berlin
Tel. 226 792 63
Fax 226 792 65**

studieren in... Auckland

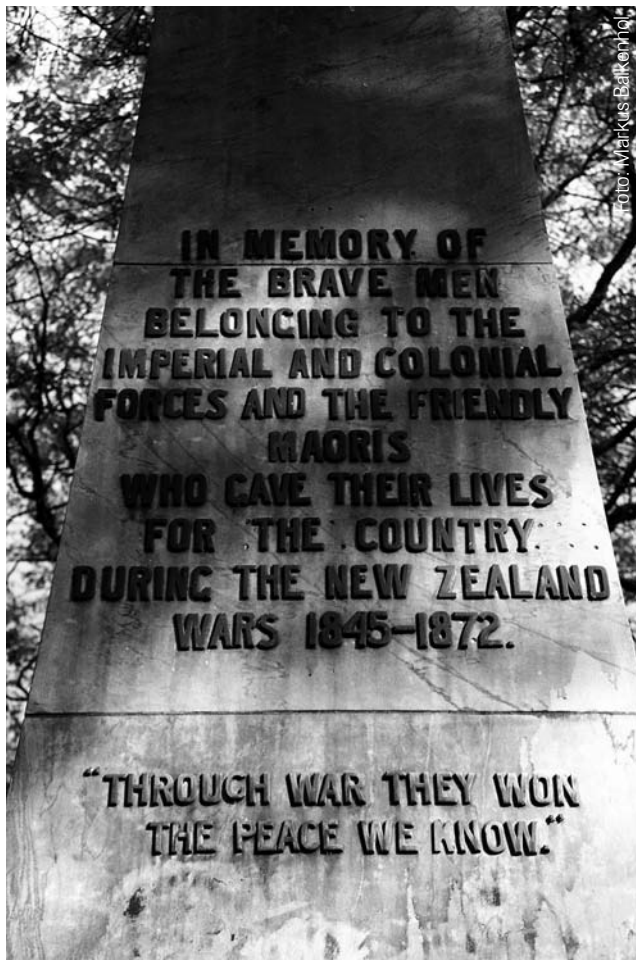
Gefangen in der Bibliothek und draußen lockt der Strand.

> Es ist Sonntag morgens um sieben. Ich schalte den Wecker aus. Auf dem Weg zur Dusche treffe ich meinen Mitbewohner Michael, der gerade von seiner Samstagnacht zurückkommt: »Sie haben David Hasselhoff gespielt!« Ich blicke ihn überrascht an. »Alle Deutschen lieben doch David Hasselhoff?!« Ach so. Meine vier Mitbewohner sind Neuseeländer und wissen Bescheid.

Viertel vor Acht. Ich mache mich auf den Weg zur Uni und denke zurück, wie alles begann.

It's very metropolitan

Als ich mich für das Masterstudium an der University of Auckland anmeldete, wollte ich vor allem nach Neuseeland, alle Mittel waren recht. Ich muss eine Master-Arbeit schreiben? Geht klar, wenn ich nur nach Neuseeland kann. Natürlich hatte ich auch ein fachliches Interesse. Als Ethnologe wollte ich mich auf Polynesien spezialisieren. Aber ich wollte auch einsame Strände mit weichem, schwarzem Vulkansand, uralte Regenwälder mit exotischen Tieren und Pflanzen, eine Stadt di-



rekt am Meer, subtropisches Klima, das ganze Jahr warmes Wetter. Das alles gibt es hier. Leider bekomme ich nicht allzu viel davon mit. Was ein Masterstudium wirklich bedeutet, ist jetzt so deutlich wie ein Vorschlaghammer: verdammt viel Arbeit.

Die Uni in Neuseeland ist, wie viele Unis im Angelsächsischen, weitaus verschulter als zu Hause. Es gibt richtige Klassen, seit neuestem sogar mit Klassensprechern. Auf postgraduiertem Niveau sind die Klassen klein, wenn's hoch kommt fünfzehn Leute, meistens jedoch unter zehn. Nicht gelesene Texte fallen da auf. Wer fehlt, muss kurze Zusammenfassungen des Lesestoffs schreiben. Dieses Semester geht von Anfang August bis Ende Oktober. In dieser Zeit muss ich 33.000 Wörter schreiben, etwa hundert Seiten. Anfangs war ich erstaunt, nur vier Seminare, das erschien mir recht wenig. Erstaunt bin ich noch immer: unglaublich, wie viel man für ein Seminar arbeiten kann. Es ist eine sehr intensive Art zu lernen, und die ständigen Tritte in den Hintern trichtern mir mehr Ethnologie ein, als das in Deutschland je der Fall war. Ich lebe also jetzt in der Bibliothek und träume vom Strand, der viel zu nah ist, um vergessen zu werden.

Mein Schulweg führt über die Autobahnbrücke. Es ist Stau, wie eigentlich immer. Neben dem akuten Verkehrsproblem (öffentlichen Nahverkehr gibt's nur sehr spärlich) hat Auckland auch viel Grün. Die Stadt wurde auf 52 (erloschenen) Vulkanen errichtet. Doch viele von ihnen stehen unter Naturschutz und sind nicht bebaut. Die »Stadt der Segel« (wegen der vielen Segelboote und dem Americas Cup) ist nicht die Hauptstadt von Neuseeland, aber dafür die größte, arroganteste und von vielen verabscheute Stadt. Laut, stinkig, gefährlich und überlaufen, sagen die, die nicht hier wohnen. Der Rest von Neuseeland ist zurückgeblieben, sagen die Aucklander. Meine Kommilitonin Zoe blickt über die unendlichen Staus auf den erstaunlich zahlreichen Autobahnen. »I like the motorway,« sagt sie, »it's very metropolitan.«

Spuren des Empire

Alle paar Meter laufe ich an einem kleinen asiatischen Spätkauf vorbei. Auckland ist stolz auf sein Multikulti-Image, eine richtige Metropole. Viele Menschen aus Asien leben hier, vor allem aber ist die Stadt die größte Ansammlung von Polynesiern in der Welt: insgesamt um die 150.000 Samoaner, Tonganer, Menschen aus Fiji, Niue und den Cook Inseln, Maori nicht eingerechnet. An der Uni sieht man allerdings wenig von ihnen: Gerade mal sechs Prozent der Studierenden sind Maori und Pacific Island People, obwohl sie zusammen dreißig Prozent der Bevölkerung ausmachen. Die Stadt ist übersät mit Sushi-Bars, asiatischen Food-Courts und Supermärkten. Die Aucklander kaufen gerne in den verschiedenen ethnischen Läden ein – weiter geht die Freundschaft meist nicht. Kontakt zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen ist die Ausnahme, Vorurteile sind eher die Regel.



Foto: Markus Balkenhol

Ich laufe die Symonds Street hinunter zur Uni. Ein Mahnmal liegt auf meinem Weg: »den tapferen imperialen und kolonialen Kräften und den freundlichen Maori«. Das Empire ist noch nicht ganz Geschichte in der Ex-Kolonie. Nicht nur die Meldung in den Nachrichten, englische Wissenschaftler hätten endlich herausgefunden, wie die beste Cuppa gebraut wird; das Empire hinterlässt seine Spuren in der Architektur, man spielt Rugby und Cricket und frühstückt Baked Beans. Und nächste Woche ist Guy Fawkes Day. Guy Fawkes' Heldenruhm rührt von dramatischen Ereignissen im England des 17. Jahrhunderts her (die Polizei erwischte ihn bei dem Versuch, das englische Parlament in die Luft zu jagen). Zum Gedenken an seinen Tod durch Verbrennen wird deshalb jedes Jahr am 5. November ein Feuerwerk veranstaltet.

Das noch nicht ganz verglommene Empire hat allerdings auch eine sehr ernsthafte Seite: Die Iwi (die verschiedenen Maori-Stämme) müssen um jeden Fußbreit kämpfen, sind schlecht dran, was ihre Gesundheit, Jobs und Bildung betrifft. Was Alan Duff in »Warriors« schilderte, ist immer noch erschreckende Realität.

Sommerferien bis März

Es ist halb neun und ich betrete den Graduate Room mit meiner Graduate Swipe Card. Als Graduate Student hat man aufregend mehr Privilegien als die kleinen Grundstudierenden. Ich darf Bücher doppelt so lange ausleihen, habe Zugang zu allen möglichen Computerräumen und sogar einen Schlüssel für das Institut. Ein Klassensystem par excellence.

Freudig erregt begrüße ich meinen Computer. Hätte ich doch einen Undergraduate-Kurs belegt! Die scheinen das

ganze Semester auf Klassenfahrt zu sein, Saufspiele im Hof zu machen, abends in die Karre und cruisen auf der Queen Street.

Mein Freund Joof aus Thailand ist schon da. An der Uni studieren viele aus Japan, China, Malaysia, Thailand. Die internationalen Studiengebühren sind mit 17.000 bis 20.000 Neuseeland-Dollar (etwa 8.000 bis 10.000 Euro) ziemlich gesalzen (Wenige wissen es und keiner weiß warum: Deutschland hat einen Sonderstatus; wir zahlen weniger). Die Eltern in deren Heimat sind entweder stinkreich oder übernehmen sich hoffnungslos, um den Kleinen ein Studium im »Westen« zu finanzieren. Und die Kleinen sind ziemlich geil auf schnelle Autos, die sie dann regelmäßig vor einen Baum fahren.

Abends um sechs bin ich wieder zu Hause. Heute ist Sonntag, da mache ich mal früher Schluss... Im Fernsehen kommen Nachrichten. Sport – Da war doch noch was... Ach ja, der Rest der Welt! Neuseeland ist ein sehr sicheres und sehr, sehr ruhiges Land, da wird sich nicht groß um Weltpolitik gekümmert. Heute tritt ein Gesetz in Kraft, dass den Anbau von genmanipulierten Pflanzen erlaubt. Das hat viele aufgeschreckt, weit mehr als der Irak-Krieg das je geschafft hätte. Tausende waren in Auckland auf der Straße, große Plakate mahnen zur Besinnung. In Wellington demonstriert ein Grüppchen Umweltfreaks, bis die gemeine Streife anfängt zu schubsen. Unerhört: Ein Demonstrant wird sogar weggetragen!

Das Semester neigt sich dem Ende entgegen, geschmeidig wie ein Hurricane, der auf die kalifornische Küste prallt. Arbeiten bis zur letzten Minute und dann: endlich, endlich Sommerferien – bis März! Schwelgen in dem, warum ich auch hier bin: Pazifikwellen, Fjorde, Gletscher, heiße Quellen im Sand, Weihnachten bei dreißig Grad – und natürlich Guy Fawkes!

Markus Balkenhol <



uni-Helden: der musikexperte

> Als ich den Raum voller CD-Player, Plattenspieler, Kassettenrekorder, Verstärker und Kopfhörer betrete, erklärt Ingolf Haedicke einem Studenten gerade, wie man eine CD brennt. Der Sechzigjährige ist Hausherr des Platten- und Tonbandarchivs des Musikwissenschaftlichen Seminars der Humboldt-Universität (HU), der »Phonothek«. Studierende und Dozenten können hier Musik hören oder kopieren. Ob Klassik oder Rockmusik, Haedicke erkennt nahezu jede Melodie, die man ihm vorsingt oder -pfeift und hat binnen kürzester Zeit den entsprechenden Tonträger parat. Über 12.000 Schallplatten stapeln sich im Nebenraum und im Keller, dazu mehr als 600 Tonbänder und etwa 2.500 CDs. »Sie dürfen nicht vergessen«, sagt Haedicke, »dass Sie sich hier auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik befinden.« Erst nach der Wende konnte er damit beginnen, Compact Discs anzuschaffen. Es gab sie im Osten nicht.

Haedicke hat sein Hobby zum Beruf gemacht. Von klein an hat er genauso gern gebastelt wie Musik gemacht. Eigentlich wollte er Tonmeister werden. Heute ist er froh, dass er es gelassen hat. »Sonst hätte ich mich immer in Nichtraucherräumen hinter Glasscheiben mit Pianisten rumärgern müssen.« Nach fünf Jahren musikwissenschaftlichem Studium an der HU stand er Mitte der sechziger Jahre trotz guter Noten ohne Abschluss da, weil er kein Englisch konnte. Der damalige Institutsleiter richtete Haedicke trotzdem eine Assistentenstelle ein. Anfang der siebziger Jahre lagerte man die Schallplattensammlung aus der Bibliothek aus und Haedicke wurde mit ihrer Betreuung beauftragt.

Nebenbei sammelte und überspielte er Rockmusik, die illegal aus dem Westen kam. »Zu DDR-Zeiten eine Platte zu bekommen, war immer ein Abenteuer«, erzählt er. Noch in den fünfziger Jahren hatte sein Chef ein anti-amerikanisches Pamphlet gegen Jazz geschrieben, den er als Bordell-Musik verunglimpfte. Wie dachte man da erst über die Beatles und Stones?

Haedicke ging trotz aller Widerstände mit seinen Bändern zum Radio – und hatte überwältigenden Erfolg. »Mit primitivster Technik habe ich damals Radiosendungen gemacht, zu denen ich heute noch Post kriege.« Auf »DDR 2« gab es eine dreiteilige Beatles-Serie, in weiteren Sendungen wurden die großen Rockmusikplatten anderer Bands komplett gespielt. »Wir wussten, dass unsere große Albumserie von Hunderttausenden mitgeschnitten wurde«, sagt Haedicke. »Wir haben damals Pionierarbeit geleistet.«

Über der Treppe steht ein goldenes Grammophon, daneben eine unscheinbare silberne Walze. Es ist der Original-Nachbau des ersten Phonographen von Thomas Alva Edison aus dem 19. Jahrhundert. Haedicke besitzt neben dem Nachbau sogar zwei echte Edison-Phonographen von 1903 und 1912. »Nach letzten Schätzungen sind die etwa 30.000 Euro wert«, sagt er. Dann zeigt er mir noch seine neueste Errungenschaft, einen kleinen blauen VW-Bus aus Plastik. Er hat ihn bei Ebay ersteigert. »111 Euro für ein Spielzeug, man muss schon verrückt sein.« Er lächelt. Der Bus hat zwischen den Rädern eine Abtastnadel, die ihn gleichzeitig lenkt. Setzt man ihn auf eine Schallplatte, kommt aus dem Dach die Musik. »Ich freue mich schon, das den Studenten vorzuführen.« Haedicke macht jedes Semester Veranstaltungen zur Elektroakustik. Dort beeindruckt er Studierende dann unter anderem mit original Edison'schen Walzen von 1903. Er warnt vor den ältesten Tonträgern, die er besitzt: »Klingt scheußlich, aber Sie müssen sich das Erstaunen der Leute vor über hundert Jahren vorstellen, als aus der schwarzen Plaste plötzlich Musik kam.«

Haedicke kümmert sich auch um die Instandhaltung der mehr als 200 Geräte am Institut. Und er versucht, in den Unterrichtsräumen »idiotensichere Anlagen« zu schaffen. »Sie glauben gar nicht, wie ungeschickt sich Dozenten anstellen können.« Für einen älteren Professor bastelte Haedicke eine Spezial-Fernbedienung, die er so präparierte, dass nur noch die »Play«- und »Stop«-Tasten übrigblieben.

Wie alle Einrichtungen hat auch die Phonothek unter den Sparzwängen zu leiden. Während Haedicke Anfang der Neunziger Jahre noch zwischen 40.000 und 50.000 Mark pro Jahr zur Verfügung standen, kann er heute nur noch etwa 2.000 Euro für CDs ausgeben. Manchmal ist er ein wenig enttäuscht darüber, dass nicht mehr Studierende die Phonothek nutzen. Er glaubt, dass das an der Ausrichtung der Musikwissenschaft an der HU liege. »Es geht hier in erster Linie darum, aus drei Büchern ein viertes zu machen.« In der DDR sei die Stoßrichtung eine andere gewesen, auch das musische Klima habe sich verändert. »Damals spielten alle Studenten in irgendwelchen Gruppen mit.« Haedicke weiß jedoch, dass das auch mit der schlechten Raumsituation zu tun hat – es gibt kaum Übungsräume. Trotzdem muss er über die fehlende Bereitschaft, Musik zu hören, manchmal den Kopf schütteln. »Musik erfahren kann man nicht durch Bücher«, sagt er. »Man kann auch nicht Kunstwissenschaft studieren, ohne sich mal ein Bild anzugucken.«

Daniel Schalz <



Foto: Susanne Vangerow

MOSCOW

BRUSSELS

PRAGUE

PRAGUE

im november

BUCHA

MOSCO

AMSTERDAM

MOSCOW

DAM

NA





metropolen in deutschland:

finsterwalde



Foto: Sören Kittel

Seniorenquote liegt sechs Prozent über dem Bundesdurchschnitt und die Finsterwalder Rundschau feiert in jeder Wochenend-Ausgabe ein »Baby der Woche«. Die meisten Jugendlichen zieht es nach Cottbus, Leipzig oder Berlin.

Für die übrig gebliebenen 20.000 Einwohner bleibt eine Stadt mit unaufdringlichen Highlights: ein Kino mit zwei Sälen und niedrigen Eintrittspreisen, ein Tierpark mit Dachs, Dingos und Waschbären und wer abends etwas erleben will, der geht in »Radigk's Brauhaus«. Der Hausherr Bernhard Radigk braut sein Bier in fünfter Generation selbst, »unfiltriert«, wie er betont. Es sei praktisch »Bier zum Schlanktrinken«, mit einer Extraportion Vitamin B. Und nur Langweiler bestellen sich davon hier einfach ein Glas. Die meisten ordern einen »Meter« und bekommen dann zwölf Gläser, auf-

> Es waren einmal eine Handvoll grimmiger Raubritter, die in einem dunklen Schloss tief im Wald hausten. Sie überfielen unschuldige Händler auf dem Weg nach Jüterbog oder Leipzig – kurz: sie kontrollierten ihr Umland mit harter Hand. Jeder zitterte, hörte er von dem Ort »Vynsterwalde«.

Knapp 800 Jahre später ist das Städtchen froh, wenn »Fürst Platzeck«, wie Brandenburgs Ministerpräsident hier gern genannt wird, vorbeischaud und auf dem Weg nach Senftenberg noch schnell einen Scheck über 650.000 Euro hinterlässt. Doch auch wenn das kurz vor der Landtagswahl in Brandenburg geschah, es half alles nichts. Gerade einmal vier von 27 Plätzen konnte die SPD für sich im Stadtrat gewinnen. Genauso viel wie die PDS. Dabei hatten alle nach 1989 so viel Hoffnung. Mehr als 13 Millionen Euro hat das Land Brandenburg seitdem in die Stadt investiert. Graue Plattenbausiedlungen wurden bunt angestrichen und alte Fachwerkhäuser grundsaniert. Die Abwanderung reißt trotzdem nicht ab. Die Arbeitslosenquote liegt irgendwo zwischen 20 und 25 Prozent; die über die Stadt verteilten »Räumungsverkauf«-Schilder sprechen für sich. Die

gereiht auf ein-Meter-langen Holzbrettern. Wer einen »Tower« bestellt, kann sich sein Bier selber aus einem gläsernen Zylinder zapfen und wer zum Stammtisch gehört, hat den Zapfhahn samt Zählwerk gleich am Tisch. Der Rekord liegt bisher bei 100,6 Litern an einem Abend.

Bekannt ist Finsterwalde aber erst durch seinen Zusatztitel »Sängerstadt« geworden. Das Lied »Wir sind die Sänger aus Finsterwalde« war vor rund hundert Jahren ein Berliner Gasenhauer. Noch heute ist es die Hymne der Stadt. Vor der Kreissparkasse steht eine Statue mit drei Sängern, auf dessen Sockel man die Geschichte von den singenden Soldaten liest. Die Finsterwalder unter ihnen hatten nach entbehrungsreicher Schlacht singend wieder zueinander gefunden. Die Stadtverwaltung hält seitdem diesen Mythos mit einem regelmäßig veranstalteten »Sängerfest« aufrecht. Das größte Konzert für die Finsterwalder war trotzdem der Scorpions-Auftritt vor drei Jahren. Davon wird man sich noch lange erzählen, genau wie von der Geschichte über die Raubritter von einst.

Sören Kittel <

Große Auswahl an vorkopierten Skripten der HUB
 Tucholskystraße 15 • 10117 Berlin
FOTOKOPIEN • COPY SERVICE ☎ 28 28 557
COPY CLARA www.copy-clara.de fax 28 35 426
 Mo-Fr 09-20h Sa 10-14h info@copy-clara.de
 A4 bis A0 • SW und Farbkopien • Digitaldruck • Bindungen • Faxservice • Laserdruck • Broschüreneerstellung

E-mail aus... Budapest



> Ungarn ist ein Paradies – für manche, weil der Zahnarzt so preiswert ist. Für andere wegen des Weins. Für Omis und Opis wohl wegen der Kuren an einer der heißen Quellen. Für mich aber ist es das Essen.

Am meisten haben es mir Süßspeisen angetan: Palatschinken, Esskastanienpüree, Somloier Nockerln, Dobos-Torte und Pflaumenklöße. Empfehlenswert ist auch der zweite Biss in einen Túró-Rúdi, eine Art Quarkschokoriegel, bei dessen erster Verkostung es mir im negativen Sinne die Sprache verschlagen hat, als ich einem erwartungsvollen Ungarn mitteilen musste, dass das nicht so ganz mein Geschmack sei. Mittlerweile bin ich süchtig danach.

Allerdings bin ich mit der herzhaften ungarischen Küche immer noch in der Anfreundungsphase. Ich liebe Letscho, und ich lasse mich auch gern hin und wieder auf ein öliges Käse-Lángos ein. Es ist noch nicht einmal das fettige Essen, was mir das Leben mit Herzhaftem hier schwer macht, sondern, dass

ich als Vegetarierin offenbar einer sehr exotischen Sorte Mensch angehöre. Gemüse wird tatsächlich ausschließlich als Beilage verstanden. Mein Supermarkt hat ein dementsprechend reichhaltiges Angebot: massig Zwiebeln und Knoblauch, manchmal noch drei Paprika und fünf Tomaten.

Als mein Freund seiner ungarischen Oma erklärte, dass ich nichts vom Rollbraten essen werde, hatte ich arge Befürchtungen, sie würde gleich ohnmächtig vor lauter Fassungslosigkeit. Ich konnte sie dadurch beruhigen, dass ich mir Unmengen vom panierten Blumenkohl auf den Teller lud. Als wir gingen, meinte sie versöhnlich, dass sie mir zuliebe das nächste Mal Hühnchen machen würde. Es war mir etwas unangenehm, ihr zu erklären, dass ich auch kein Huhn esse. Dieses Mal stand sie kurz vor einer Herzattacke.

Nun, wir haben alle überlebt. Die alte Dame wohl, weil sie alles so schön auf die merkwürdige Jugend schieben kann und ich, weil es immer noch all die unwiderstehlichen Süßspeisen gibt. Wahrscheinlich werde ich Ungarn demnächst auch wegen der Zahnärzte loben müssen.

Julia Willerding <

❖ DU WEINBERGSCHNEGGE! ❖

> Die »Mary Jane Bar« auf der Kastanienallee quillt über. Die Leute stehen bis zur Straße. Von drinnen tönen Schreie. »Des gibt's doch escht net!« Auf zwölf Quadratmetern stehen gut 40 Menschen dicht an dicht und starren gebannt auf den Fernseher in der Ecke. Er trohnt auf einer Fahne des 1. FC Kaiserslautern. »You'll never Walk Alone« steht drauf – an diesem Sonntagabend besteht daran kein Zweifel. Lautern spielt gegen den HSV – und macht nach einer halben Stunde das 1:0. Die Mary Jane wackelt, die Mary Jane singt. Nicht nur die Begeisterung ist ein Indiz dafür, dass sich das fast ausschließlich männliche Publikum überwiegend aus waschechten Pfälzern zusammensetzt. Oder hat irgendjemand schon mal einen Berliner »Nu bewedisch doch mal, du Weinbergschnegge!« rufen hören?

Immer noch drängeln sich Leute – »Isch bin ma voll dreist...« – in die Bar, die mit ihrem in UV-Licht getauchten Mondlandschaft-Pappmaché und den Lichterketten hinter der Bar ziemlich trendy aussieht. Für den Hinweis, dass das Spiel drei Häuser weiter im »Kastaniengrill bei Ismail« auch läuft und da nur drei Leute rumhängen, haben zwei junge Frauen nur ein mitleidiges Lächeln übrig. Auch sie quetschen sich rein. Ein Ausschank ist kaum möglich, was den beiden Jungs hinterm Tresen allem Anschein nach ganz recht ist. Auch sie sind voll auf das Spiel konzentriert. Erst in der Pause läuft das Weizen in Strömen. Kurz danach Elfmeter für Lautern. Klose – »Der Miro macht's!« – haut ihn rein. Partystimmung. Lautern kämpft, Lautern grätscht. Zur Freude des versammelten Pfälzer Exils: »Immer druff!«

Nach dem 3:0 bekommen die Vorbeigehenden auf der Kastanienallee im Stakkato mitgeteilt: »Hier regiert der Eff-Zeh-

Ka!«. Als wenig später auch noch das vierte Tor für die roten Teufel fällt, wackelt das Pappmaché. Es inspiriert die Anwesenden gar zum Vereinslied: »Olé-olé, olé-ola, der FCK ist wieder da...« Das klingt nach Betze. Fehlt nur noch die abschließende Spielanalyse: »Die ham heut' rischtisch konschtruktiv gespielt!«

Daniel Schalz <

Fußball in der Fremde (II): 1. FC Kaiserslautern



Foto: Matthias Kehrer

Mary Jane Bar, Kastanienallee 24



AUF DER SUCHE NACH EINEM GEFÜHL

»Berlin, Du bist so wunderbar«
Kaiserbase

»Mama Berlin, Backstein und Benzin,
wir lieben Deinen Duft, wenn wir um die Häuser zieh'n.«
Seeed

»Hoch ob'm im Wedding, oda in Charlottenburg
am Theo, am Theo, dit is ne Gegend wo ick nich so oft langgurk,
weil ick wohn am Görli Görli«
PR Kantate

»Aber zu Haus kann ich nur in Berlin sein,
da ist das Leben, da wohnt der Bär.
Denk' ich ›zu Haus‹, fällt mir nur Berlin ein,
da bin ich glücklich, da fehlt mir nichts mehr.«
Reinhard Mey

»Ein Himmel voller Lichter wärmt die Herzen hier,
ein Meer voller Attraktionen und dazwischen wir
sind viele und wir sind zu zweit
Wir sind Big in Berlin tonight«
Die Sterne

»Where have you been
Were was I going
Angel Of Berlin, Angel Of Berlin
You've been so close but I didn't see you
Angel Of Berlin, Angel Of Berlin«
Martin Kesici

> Als ich klein war, dachte ich immer, Berlin, das ist da, wo alle in besetzten Häusern wohnen und den ganzen Tag lang »Ton Steine Scherben« hören. Und Reinhard Mey. Was das alles bringen sollte, war mir nicht so ganz klar, aber es klang, als hätte man eine Menge Spaß dabei. Berlin war auch immer sehr, sehr weit weg. Eine Art Zufluchtsort, wie ein Versprechen. Berlin war wichtig, aber nicht unbedingt monatelang an der Tagesordnung.

Dies scheint sich in den vergangenen Jahren massiv geändert zu haben. Für alle Medien, gerade in den bundesweiten, ist Berlin inzwischen ein Thema geworden. Kaum schaltet man den Fernseher an oder hört in einer fernen Stadt Radio, wird man mit Berichten über die Hauptstadt vollgedröhnt, die oftmals einfach nur zum Inhalt haben, wie toll diese Stadt doch sei. Natürlich – Berlin hat große Vorteile: Die Mieten sind relativ niedrig, das kulturelle Angebot ist (noch) hervorragend und auch, dass die politische Macht sich hier ballt, mag durchaus wichtig und interessant sein. Aber rechtfertigt das diesen medialen Overkill? Vielleicht hat einfach nur noch niemand er-

kannt, was wirklich dahintersteckt: Alle, die am Puls der Zeit sein wollen, rennen in die Hauptstadt. Und wer noch nicht auf dem Weg ist, wird von denen, die schon hier sind, durch unerschwellige, mediale Manipulation aufgefordert, auch herzukommen. So sieht's doch aus!

Gibt man bei Google »nach Berlin umziehen« ein, bekommt man etwa 700 Treffer, bei »Umzug nach Berlin« sind es sogar 4.300. Da kann man mal sehen, wer alles herkommen will. Im Moment scheint sich Berlin zur Musikmetropole Deutschlands zu mausern. Immer mehr große Plattenfirmen zieht es dorthin, wo die Konkurrenz bereits sitzt. Sony ist schon länger hier, EMI ebenfalls. Letztes Jahr zog Universal aus Hamburg an die Spree, der Deutsche Phonoverband wird bald folgen. Nächstes Jahr kommt dann auch MTV Deutschland von München gen Norden gekarrt, damit es möglichst gleich noch live von der ebenfalls aus Köln hergezogenen Popkomm berichten kann. Ach ja: Warner Music Germany verhandelt übrigens ebenfalls gerade mit Berlin über günstige Konditionen.

Nicht nur große Konzerne, sondern auch kleine Plattenlabels scheinen immer mehr dem angeblich so unbeschreiblichen Feeling der Hauptstadt verfallen zu sein. Nun gut, Four Music, das Label der Fantastischen Vier, zog vor allem aus Stuttgart weg, weil dort die Mieten extrem hoch sind, und kulturell ambitionierten Leuten oftmals bürokratische Steine im Weg liegen. Also sind sie hier, haben ihre Künstler mitgebracht und konkurrieren nun mit vielen weiteren kleinen Labels wie beispielsweise Kitty Yo. Es sind auch eher die kleineren Labels, die den so typischen Berlinsound prägen, der das eben genannte unbeschreibliche Feeling klanglich untermalen soll.

Dabei streiten sich die Experten aufs Heftigste, was für ein Sound das denn sein soll. Ist es der Reggae-Ragga von Seeed? Oder deutschsprachiger Neo-NDW-Electro-Pop-Punk von Mia oder Wir sind Helden? Oder einfach vor sich hintröpfelnder Electro, Rock oder gar HipHop? Oder ist vielleicht sogar Peaches die berlinerischste Künstlerin überhaupt, weil sie aus Kanada stammt und somit den weiteren Weg hat? Eigentlich sollte diese Stadt doch groß genug sein, um einen typischen Sound gar nicht mehr nötig zu haben. Das restliche Bundesgebiet jedenfalls scheint eher genervt. Wenn die Kölner Band Angelika Express »Geh doch nach Berlin!« singt, dann ist das jedenfalls eindeutig unbegeistert gemeint.

Und trotzdem, woher kommt es, dass so viele ausländische Studierende leuchtende Augen bekommen, wenn sie von Berlin sprechen? Dass man plötzlich Freunde hat, von denen man gar nicht mehr wusste, dass sie noch leben und die einen nur anrufen um zu fragen, ob sie einen mal besuchen können: »jetzt, wo du in Berlin bist, weißt du?« Vielleicht sind sie alle auf der Suche nach dem, was an Berlin so besonders sein soll. Vielleicht haben es diejenigen am ehesten gefunden, die an einem Herbstnachmittag auf einem Hochbahnsteig der U-Bahn stehen, leicht vor sich hinlächeln und im Geiste »Big in Berlin« von den Sternen hören. Wenn man es sich nur intensiv genug einbildet, ist es nämlich plötzlich da, dieses leichte Flattern im Bauch, als wäre man verliebt. Dann weiß man: Man hat es gefunden, das unbeschreibliche Gefühl. Das ist: Einfach hier zu sein, gerade jetzt im Moment. Hier – in Berlin.

Doris Mall <

Liebeserklärung an eine Stadt

»...wo man in der eigenen Stadt verreisen
kann wie an einen fremden Ort«
Monika Marons »Geburtsort Berlin«

> Eigentlich kennt man doch die gängigen Klischees: Die Berliner sind unfreundlich, die Hunde lästig aber notwendig, die Stadt hässlich aber voller Geschichten. Stellt sich die Frage: Warum noch ein Berlinbuch lesen. Antwort: Weil es Monika Marons Berlin ist, das hier eine literarische Liebeserklärung bekommt. Sie erzählt mit scharfer Beobachtungsgabe in dem sehr persönlichen und dichten Stil, den man aus ihren Essay-sammlungen und Romanen kennt, von dieser Stadt und sich selbst. Man kann ihr begegnen, wie sie sich begegnet, dem Kind, der Jugendlichen, der frisch verliebten und zurückblickenden Berlinerin Monika Maron. Der Schülerin, der DDR-Bürgerin, der Freundin, der kritischen Beobachterin und glühenden Verteidigerin Berlins.

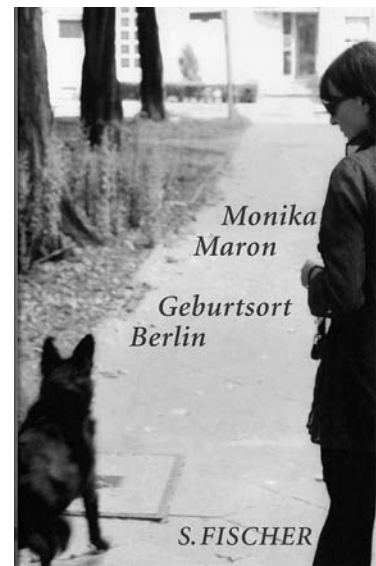
»An einem sehr warmen Frühlingstag vor dreiundvierzig Jahren habe ich zum ersten Mal gedacht, dass ich die Stadt, in der ich geboren wurde und fast alle Zeit meines Lebens verbracht hatte, liebe [...]. Ich sah auf die verdreckte Asphalthaut der Chausseestraße und dachte, dass ich sie umarmen wollte, mich mit ausgebreiteten Armen flach auf die Straße legen und die Straße, die Stadt umarmen.« Wer jetzt glaubt, eine Liebeserklärung sei nur schwärmerisch und verklärt, hat sich sehr getäuscht. Maron ist sich auch der negativen Seiten Berlins bewusst – »eigentlich sind wir nett« – so dass in ihren Texten immer ein Trotzdem mitschwingt.

Entstanden sind die Skizzen sowohl in der DDR als auch nach der Wende, der jüngste ist von 2003. Die Mauer und innerdeutsche Grenze sind immer wieder Thema und schwingen in ihren Betrachtungen mit, mal traurig, mal philosophisch. »Die Stadtmitte der Haupt-

stadt ist ihr westlicher Außenbezirk. Die Mitte ist die Grenze; das Nichtüberschreitbare ist die Mitte, auch des Denkens. Da, mitten in die Mitte hinein führt eine Tür, ein eisernes, braun angestrichenes Tor, durch das die von draußen kommen, von drüben, aus dem Westen, wie immer einer das nennt. Die Tür hat nur auf einer Seite eine Klinke, auf der anderen.«

Monika Maron scheint es gefunden zu haben, das unbeschreibliche Gefühl Berlin. Illustriert ist das Ganze mit den Fotos ihres Sohnes Jonas Maron, der damit auch seinem Geburtsort gleich noch ein Denkmal setzt.

Urte Schubert <



Fischer-Verlag, 2003, 128 Seiten, 13,90 Euro

neu-Berliner im Spiegel

»Hier spricht Berlin – Geschichten aus einer barbarischen Stadt«

Georg Diez, Nils Minkmar, Peter Richter, Claudius Seidl, Anne Zielke
Kiepenheuer & Witsch, 2003, 223 Seiten, 8,90 Euro

> »Wie ich lernte Berlin zu hassen« lautet die erste Zeile eines Werkes, das fünf Journalisten der »Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung« verfassten. Diese Handvoll Neuberliner, alleamt beim Feuilleton der Zeitung beschäftigt, haben ihre Erlebnisse in fast 60 »Erfahrungsberichten« zu Protokoll gegeben.

Berlin wird als Stadt des Mangels, der Improvisation, der Langsamkeit empfunden, so als ob die »Hauptstadt der DDR« ihren Geltungsbereich noch auf den Westen der Stadt ausgedehnt hätte und sich nur noch anhand der Ampelmännchen und Länge der Ampelphasen vom Westen unterscheiden ließe. Kein guter Käse wäre zu bekommen, sondern »Bonbel« als die Berlinvariante eines Edelkäses – sprich eine Stadt ohne Stil und gutes Benehmen sei Berlin, zumal man hier unter Abendgarderobe ein rotes Sakko verstehe. Voller Alltagsbeobachtungen ist dieses Buch, über exhibitionistische, laute, prolige, naive Berliner.

Das Besondere an diesem Buch ist, neben dem hohen Unterhaltungswert und der Tatsache, dass es sehr gut geschrie-

ben ist, dass es nicht nur den »Berliner an sich zeigt«, sondern vor allem den Neu-Berlinern einen Spiegel vors Gesicht hält. Es beleuchtet die selbst empfundene Bedeutsamkeit all der Leute, die denken, der Nabel der Welt wäre in Berlin und alles würde sich um sie drehen. Bloß wird man nicht cool oder wichtig, weil man Unter den Linden flaniert oder in Mitte oder im Prenzlauer Berg seine Freizeit verbringt.

Ob der Berliner nun mit Hertha BSC den »fürchterlichsten Verein der Bundesliga« anfeuert oder der Currywurst einen überhöhten kulinarischen Stellenwert einräumt – das Buch ist voller Schrulligkeiten über Berlin und seine Einwohner. Reicht der Anschluss an die Republik Österreich aus, wie es als Lösungsvariante im Buch zu finden ist?

Ob nun allen Neuberlinern die »Tassen aus dem Schrank« fliegen oder nur den Autoren, soll jeder für sich nach Lektüre dieses Buches entscheiden. Auf jeden Fall ist es die perfekte Lektüre für die langwierigen Aufenthalte in den öffentlichen Nahverkehrsmitteln, die die Entdeckung der Langsamkeit täglich aufs Neue ausführlich zelebrieren, in einer Stadt, in der Freizeit, so die Autoren, mehr als alles andere vorhanden ist.

Volker Lake <

geteilte filmstadt Berlin

> Ob als hippestes Lifestyle-Kabarett oder triste Plattenbausiedlung – die Hauptstadt boomt als Schauplatz des deutschen Films. Für viele Filmemacher der Gegenwart und Vergangenheit ist Berlin jedoch mehr als nur Großstadtkulisse. Mit ihrer bewegten jüngeren Geschichte zwischen Weltkrieg und Nachwendezzeit verkörpert die Metropole rasante Veränderung und dient als Symbol schmerzhafter Trennung und nicht minder schmerzhafter Wiedervereinigung. Als solches ist Berlin nun Thema einer zehnteiligen Filmreihe, die im Kino »Nickelodeon« vom 20. November bis zum 25. Februar 2004 läuft. Der Titel ist Programm: »Berlin – Geteilte Stadt im Film«.

Iris Praefke, die an der HU Sozialwissenschaft studiert, hat das Projekt organisiert. Sie ist gleichzeitig Filmvorführerin im Nickelodeon und hatte die Idee einer Filmreihe während ihres einjährigen New York-Aufenthaltes. Zurück in Berlin konnte sie sowohl die Betreiber des Kinos wie auch ihren Dozenten Hartmut Häußermann des Arbeitsbereiches Stadt- und Regionalsoziologie an der HU für ihren Plan gewinnen. Häußermann, Schirmherr der Veranstaltung, befasst sich sowohl in dem Forschungsprojekt »Contested Cities« wie auch in dem gleichnamigen Seminar mit der Erfahrungswelt politisch, religiös und ethnisch geteilter Städte. Die Lehrveranstaltung fand im letzten Sommersemester zum zweiten Mal parallel an Unis in Chicago,

Belfast und Jerusalem statt. Alle paar Wochen diskutierten die Seminarteilnehmer per Internetkonferenz länderübergreifend miteinander.

Um den Vergleich verschiedener Sichtweisen und Erfahrungswelten ging es Iris Praefke auch bei ihrer Filmauswahl. Ost- wie auch Westperspektiven auf Teilung und Einheit Berlins durch die Jahrzehnte wollte sie zeigen. Die Suche nach »Mauerfilmen« auf DDR-Seite stellte sich dabei als wesentlich ergiebiger dar. »In DEFA-Filmen ist der Westen als Bezugspunkt immer präsent«, stellte sie fest. In Westproduktionen dagegen diene die Stadt zumeist nur als Kulisse, werde der Teilungsaspekt weitestgehend ignoriert. Eingeschränkt wurde die Filmsuche zudem dadurch, dass einige Filme nirgendwo verfügbar waren. Fündig wurde die Studentin allein bei zwei Klassikern: Billy Wilders parallel zum Mauerbau gedrehter Komödie »Eins, Zwei, Drei« (1961) und »Der Himmel über Berlin« (1987) von Wim Wenders.

Als prominente Gegenstücke von diesseits der Mauer gibt es »Berlin – Ecke Schönhauser« (1957) über Alltagsleben, Ausbruchversuche und Erwachsenwerden einer ostdeutschen Jugendclique zu sehen, wie auch Konrad Wolfs Liebesgeschichte »Der geteilte Himmel« (1964). Doch sollen im Rahmen der Berlin-Reihe nicht nur vorwiegend bekannte Titel dem Publikum präsentiert werden. So steht »...und deine Liebe auch« (1962) auf dem Programm, eine Dreiecksgeschichte vor dem Hintergrund des Mauerbaus, der in dieser DEFA-Produktion erstmals thematisiert wurde.

Filmische Raritäten finden sich auch in der zweiten Hälfte der Kinoreihe, die sich mit Atmosphäre und Leben im Berlin der Wende- und Nachwendezzeit befasst. Im Zentrum des westdeutschen Filmes »Ostkreuz« (1991) steht das Schicksal dreier Jugendlicher in einer unwirklichen, unwirtlichen Stadtlandschaft direkt nach dem Mauerfall. »Der Strass« (1991) als einer der letzten DEFA-Produktionen erzählt vom Zerplatzen privater und beruflicher Träume eines Berliner Fotojournalisten und zeugt von der neugewonnenen stilistischen Freiheit ostdeutscher Filmemacher. Als Geheimtipp empfiehlt Iris Praefke »Gorilla Bathes at Noon« (1993) des jugoslawischen Regisseurs Dusan Makavejev: die phantasievolle Großstadtydyssee eines russischen Majors, der von seiner Truppeneinheit in Berlin zurückgelassen wurde. Den Abschluss im nächsten Februar bilden zwei bekanntere Produktionen der jüngsten Vergangenheit: der aktuell laufende Dokumentarfilm »Mittendrin« (2003) und Hannes Stöhrs hochgelobter Spielfilm »Berlin is in Germany« (2001).

Doch »Berlin – Geteilte Stadt im Film« ist mehr als ein Filmabend. Um die Veranstaltung in einen wissenschaftlichen Kontext zu stellen, organisierte Iris Praefke programmbegleitende Vorträge. Auch wird es Publikumsgespräche mit Regisseuren und Schauspielern geben. Als künstlerische Untermalung zeigt das Nickelodeon zeitgleich die Fotoausstellung »Berlin Frollein« von Kirsten Kiesow. In lustigen, skurrilen, leicht erotischen Bildern erzählt sie den fiktiven Tag einer jungen Frau in der Hauptstadt und präsentiert dabei ausnahmsweise ein Berlin jenseits von Ost- und Westproblematik.

Nina Töllner <

Infos: www.stadt-im-film.de und S. 41



»Gorilla Bathes at Noon«

eine tarantella für den hausfrieden

> Henrik Ibsens »Nora« ist ein Sinnbild für Emanzipation. Aber warum? Mit seiner Inszenierung an der Vaganten-Bühne geht Regisseur Folke Braband der Frage nach. Schauplatz ist das modern eingerichtete Wohnzimmer von Nora (Esther Linkenbach) und Helmer (Fritz Bleuler). Die beiden führen eine konventionelle Ehe: Ihm steht eine Beförderung bevor und sie kümmert sich mit dem Hausmädchen um die Kinder.

Es ist Weihnachten und beinahe alles, was Helmer interessiert ist, ob seine Frau wieder von den Makronen genascht hat. Aber sonst ist Nora sein »Eichhörnchen« und »Zuckerpüppchen«, das auf der Silvesterparty zum Vergnügen aller eine Tarantella tanzen darf. Nora ist wenig motiviert. Sie hat andere Sorgen. Vor Jahren hatte sie eine Unterschrift gefälscht, um die Kur für ihren todkranken Mann zu bezahlen. Davon weiß er allerdings nichts und würde für ihr Handeln auch kein Verständnis haben. Ihr Geheimnis droht aufzufliegen, als Krogstad (Romanus Fuhrmann), mit dem sie den Deal abgewickelt hatte, sie bittet, ihm eine Arbeitsstelle bei ihrem Mann zu verschaffen. Just die Stelle, die sie bereits ihrer notleidenden Freundin ver-

sprochen hat. Als Helmer doch von den zurückliegenden Ereignissen erfährt, versucht er, diese zu Noras »Schutz« zu vertuschen. Aber Nora ist es leid, stets wie ein kleines Mädchen behandelt zu werden. Sie geht und taucht ihren Rock gegen eine Hose aus.

Folke Braband hat das Stück in die Gegenwart geholt und beweist, dass es auch dort einen Platz hat, denn Beziehungsprobleme, Kampf um Arbeit und Schatten der Vergangenheit stehen heute noch auf der Tagesordnung. Das Besondere an der Inszenierung ist, dass die feine Psychologie des Dramas spürbar wird. Die Figuren sind scharf gezeichnet und ihr Ton beschwört eine unheimliche Spannung zwischen ihnen herauf. Diese Wirkung ist auch dem Bühnen- und Kostümbildner Stephan Dietrich zu verdanken. Das schlichte aber elegante Wohnzimmer und die maßgeschneiderten Kostüme lassen Raum für das, was zwischen den Figuren passiert. Mit dem steten Blick auf das scheinbar Private wird man unversehens Zeuge eines mitreißenden Kammerstücks.

Sabine Schreck <

schlampe meets good girl



> »Wenn ich möchte, könnte ich in 15 Minuten einen Mann hier haben«, verkündet Shelly (Katharina Voß) stolz. Allerdings mit einem angeknacksten Stolz, denn gerade wurde sie mitten in der Nacht von Andy verlassen. Zudem ist sie mit der Miete im Rückstand. Dem wird abgeholfen, als kurz darauf Cloris (Katja Heinrich) in ihrer Ein-Zimmer-Wohnung auftaucht. Sie selbst hat gerade ihren Freund verlassen und sucht eine neue Bleibe, vor allem eine ohne Männer.

Im Potsdamer Hans-Otto-Theater ist zu sehen, wie mit diesen zwei weiblichen Singles Welten aufeinander prallen. Während Shelly verkündet: »Mit Männern spricht man nicht, mit Männern vögelt man«, fragt sich Cloris: »Ist denn alles nur Sex? Ich will geliebt werden. Ich will, dass man mich braucht, dass man nett zu mir ist. Ich möchte geben, ... teilen, ... fühlen.«

In ihrem Stück »Diese Männer« skizziert Mayo Simon in kleinen, aber pointierten und humorvollen Episoden die verschiedenen Phasen, die solch ein weibliches Zusammenleben

durchmacht: skeptisches Beobachten der anderen, Näherkommen, Streit um einen Mann, kurzzeitiges harmonisches Miteinander, auf das doch der bittere Schluss folgt.

Diese Schlaglichter wurden einfühlsam und witzig von Bettina Jahnke inszeniert, beispielsweise als Cloris sich mit Kuscheltier und Radio im Kleiderschrank versteckt, um Shellys Männer-Manie zu entkommen oder als Shelly demonstrativ den Staubsauger ins Zimmer stellt, um Eindruck zu schinden, als sie Cloris erwartet. Die beiden Schauspielerinnen sind eine gelungene Besetzung, die die Figuren sympathisch und glaubwürdig ausfüllen.

Geknüpft an das Hauptthema Mann, von dem stets direkt oder indirekt die Rede ist, geht es in dem Stück um Liebe, Sehnsucht und letztendlich auch darum, nicht allein zu sein, egal in welcher »Gender-Kombination«.

Sabine Schreck

Termine beider Stücke: S. 41 <



Das Leiden der Autorinnen

»Die gegenwärtige Literatur in Russland liefert ausreichend Stoff für die Trostlosigkeit und Verzweiflung. Wenn diese schweren Stoffe als Pulver oder Flüssigkeit erhältlich wären, könnte man damit die Kakerlaken auf dem ganzen Planeten ausrotten.«

Wladimir Kaminer

> Russland: Ein geheimnisvolles Land, das noch immer etwa ein Sechstel der Erdoberfläche einnimmt. Ein Land mit reicher, aber unübersichtlicher Kultur und ein paar schwer auszusprechenden Klassikern der Weltliteratur. Russland – das war das Schwerpunktland auf der diesjährigen Frankfurter Buchmesse.

Wer meint, die Lektüre eines aktuellen Romans verschaffe mehr Klarheit über Land und Leute, irrt. Selbst wenn man alle Neuerscheinungen durchlesen würde, bliebe die Frage nach den Werten dieser sich neu formierenden Gesellschaft offen. Deswegen liegt es nahe, die Ansprüche herunterzuschrauben und zum Beispiel einen der zahlreichen von weiblichen Autoren verfassten Krimis herauszugreifen. Es bietet sich Ex-Milizleutnant Alexandra Marinina (»Mit tödlichen Folgen«) an, die als erste russische Kriminalautorin in Deutschland bekannt wurde und deren Verkaufszahlen in Russland im zweistelligen Millionenbereich liegen. Auch Polina Daschkowa (»Russische Orchidee«) und Darja Donzowa (»Der unschuldige Mörder«) tragen zur Etablierung des Krimis als russisches Markenprodukt bei.

Klischees werden durch die mit Vorliebe in Moskau spielenden Krimis erneut und mit Hilfe dramaturgischer Raffinesse beinahe kunstvoll aufgegriffen: Die neureichen Russen im ge-

fährlichen Netz von Mafia, Korruption und Showbusiness auf der einen Seite, auf der anderen alltagsnahe Protagonisten wie die Französischlehrerin Dascha (Alter Ego von Donzowa, einer ehemaligen Französisch- und Deutschlehrerin), die in ihrem Kofferraum eine Leiche findet und trotz aller Anklagen an die Unschuld ihres Ex-Mannes glaubt. Dies verweist auf ein Leitmotiv sowohl im klassischen Werk von Lew Tolstoj als auch in einem der großen Stränge der gegenwärtigen russischen Literatur: das Leid, vor allem die Leidenschaft und Leidensfähigkeit der Frauen.

Von der Bereitschaft zur Aufopferung handelt unter anderem Viktoria Tokarjewas »Eine Liebe fürs ganze Leben«. Wie in ihren früheren Erzählungen (»Lebenskünstler«) verlässt eine unscheinbare Figur ihr Verlierertum letztlich als genauso unscheinbare Heldin. Mit einer aus westeuropäischer Sicht unbegreiflichen Selbstlosigkeit bewahren solche Frauengestalten ihre Kinder, besonders aber ihre Männer, vor dem Untergang in Alkoholismus und anderen Problemen.

Wie sind solche Schicksale ohne eine Prise Humor zu ertragen? Gar nicht. Er ist häufiger Begleiter: vom schwarzen Humor der Ljudmila Petruschewskaja bis zur leisen Ironie Ulitzkajas. Wenn Frauen für Frauen schreiben, wird nicht nur ein gewisses Maß an Identifikation benötigt, sondern auch ermutigende Leichtigkeit in der Bewältigung des Alltags. Ein Antrieb zum Weiterleben – ein Happy End, zumindest teilweise.

So durchlebt die Protagonistin in »Lügen der Frauen« von Ljudmila Ulitzkaja, der international bekanntesten russischsprachigen Autorin, ein Wechselbad fremder Gefühle am eigenen Leib, bis sie am Ende selbst vor einer Sackgasse anlangt und nicht zuletzt mit Hilfe ihres Mannes neue Kraft schöpft. Die angenehme Balance zwischen Unterhaltung, der Möglichkeit mitzufühlen und zu schmunzeln spricht das Innere an. Den Versuch einer größeren gesellschaftlichen Beschreibung unternimmt dagegen Tatjana Tolstaja mit »Kys«.

Obwohl sie als direkte Konkurrentin Ulitzkajas gilt, spielt Tolstaja dieses Jahr ein anderes Genre-Instrument. Die in ihrem Heimatland sehr populäre Großnichte von Lew Tolstoj

Antiquariat Kurt-Georg Zeisig



Ankauf Verkauf Versand

Bücher Platten Noten
Partituren

Ebertystraße 51
10249 Berlin
Tel.: (030) 4 27 37 54

- ständig über 1.000 Taschenbücher Stück. 1,- €
- umfangreiches Belletristik-Angebot
- Schallplatten-Klassik (E-Musik) Stück. 2,50 €
- Noten in reicher Auswahl

Öffnungszeiten: **Donnerstag, Freitag** 10.00 – 18.30
Samstag 9.00 – 14.00

antiquarische bücher online

www.antbo.de

über 1 Millionen Bücher, Grafiken, Noten, Schallplatten im Internet





und Enkelin des Grafen Alexej Tolstoj – in ihrer eigenen Fernsehserie »Lästerschule« kritisiert sie polemisch Künstler und Politiker – stellt in »Kys« eine parabelhafte post-apokalyptische Welt dar. 200 Jahre nach dem SuperGAU: atomare Einwirkung, Mutationen, Diktatur, mehrere Katastrophen. Das umfangreiche Epos (Entstehungszeit 1986 bis 2000) verströmt als eine der bittersten aktuellen Gesellschaftssatiren die kulturpessimistische Botschaft der Ausweglosigkeit. Vielfach eingestreute Zitate bieten nebenbei einen Intensivkurs der Weltliteratur. Und das alles in einem gut übersetzten Mix aus Märchensprache und Straßenslang.

Wer abseits dieser beiden Auflagen-Königinnen einen Einblick in die anspruchsvollere und weniger bekannte russische Gegenwartsliteratur gewinnen will, sollte sich die zweisprachige Anthologie »Immerhin ein Ausweg« merken. Hier dominieren ebenfalls thematisch und inhaltlich Frauen.

Wie ungerecht den Männern gegenüber, schließlich dürfen Makanin, Mamlejew, Sorokin und Pelewin mit ihren oft politisch provozierenden Romanen über Gewalt, Gewalt, Gewalt, Sex und Drogen nicht vergessen werden. Oder vielleicht doch?

Tanja Hofmann <

Literaturtipps:

Ljudmila Ulitzkaja: »Lügen der Frauen«, Hanser Verlag, 16,90 Euro

Polina Daschkowa: »Russische Orchidee«, Aufbau Verlag, 20 Euro

Darja Donzowa: »Der unschuldige Mörder«, Btb, 21,90 Euro

Tatjana Tolstaja: »Kys«, Rowohlt Verlag, 22,90 Euro

Natalia Nossowa, Christiane Körner: »Immerhin ein Ausweg«, Dtv, 9,50 Euro

Irina Denekina: »Komm«, Fischer Verlag, 17,90 Euro



Ljudmila Ulitzkaja, Foto: Sergej Chworostow

superwoman made in Russia

> Die Autorin liest mit lauter, etwas hektischer Stimme, fast ohne auszuatmen, aber mit prägnanter Betonung. Die Übersetzerin beeilt sich und erzählt von »Tante Shenja«, der Hauptfigur Ulitzkajas, die zuhört, wenn andere ihre Geschichten erzählen. Man kann sich gut vorstellen, wie die gelernte Genetikerin ihren Kindern vorliest – »als Ersatz für ein geisteswissenschaftliches Studium«, wie sie gesteht.

Nach und nach nimmt die Länge ihrer Antworten auf die Fragen des neugierigen Publikums zu. Ob die kürzeste der Geschichten in ihrem neuen Buch »Lügen der Frauen« von Nabokov beeinflusst wäre, warum die Frauen bei ihr besser abschneiden als die Männer, welche Rolle die Familie für sie spielen. Ljudmila Ulitzkaja legt viel Wert auf Authentizität: Sie antwortet mit Seufzern der Aufrichtigkeit, wobei das Gesicht die Resigniertheit eines eher introvertierten Menschen verrät, der von Medien durchleuchtet wird.

Authentisch sollen auch die »Lügen der Frauen« sein, eine Sammlung von sechs aufeinander bezogenen Erzählungen rund um Shenja. Dass sie eine russische »Superwoman« ist, erweist sich erst gegen Ende. Zu Beginn ist sie in der selben passiven Position wie der Leser: Shenja lässt sich die Geschichten anderer während ihres Urlaubs erzählen. Allmählich rückt sie selbst in den Mittelpunkt und überschattet mit ihrem eigenen Emanzipations- und Selbstfindungsweg die ausgeschmückten Lebensläufe der Frauen und teilweise sehr jungen, frechen Mädchen, die ihr vorher begegnet sind.

Die in ihrer Harmonie etwas zu konstruiert wirkende, geradlinige Komposition passt zu der schnörkellosen, direkten und

doch farbigen Sprache. Die Einfachheit und der Charme ihrer kurzen Sätze verlieren jedoch dann an Wirkung, wenn sich Ulitzkaja auf Details konzentriert. Auftauchende Klischees wie Wodkaliebhaber, unaufhörlich quatschende Frauen, von Beruf und Familie geplagte und saure Gurken essende Frauen zeichnen mit penetranter Hartnäckigkeit nur die Konturen bestehender Stereotypen nach.

Gleichzeitig treiben die »Lügen« durch originelle Sujets die Lektüre des schmalen Bands voran, darunter Shenjas Gespräche mit Prostituierten in Zürich für die Produktion eines Films. Lässt man einige Plattitüden wie Transvestiten (die eigentlich Transsexuelle heißen müssten), Aids und Gartenzwerge beiseite, so kann auch dieses Kapitel auf unterhaltsame Weise in das abwechslungsreiche Leben Shenjas entführen.

Ljudmila Ulitzkaja spricht mit stolzer Eindringlichkeit von der Bedeutung der Frauen als bessere Menschen und zeichnet sie als Retterinnen der letzten Bastion der Gesellschaft, der Einheit der Familie. Man sollte diese Überzeugung wenigstens in Ansätzen für den Genuss des Buches teilen. Sonst wird man kaum verstehen, warum die Autorin ihr in jeder Erzählung von Neuem mit alten Mitteln versucht, ein Denkmal zu setzen.

Mag Shenja mit ihrer poetischen, weiblichen, über russischen Seele an die Geschichten anderer mit liebenswerter Einfalt glauben wollen, man will Shenja ihr Leben in Moskau als Verlegerin, Mutter, Gutverdienerin und Lebensmeisterin letztlich nicht abnehmen. Solche Übermenschen sind nun mal nicht (stereo)typisch für Russland.

Tanja Hofmann <

IM FLUGZEUG WEINEN SIE ALLE



L'auberge Espaniol (Barcelona für ein Jahr)

Frankreich/Spanien, 2002, 122 min., Kinostart: 13. Nov.

> Franzosen sind elegant, Spanier stolz und Dänen meistens langweilig, wie all die Völker im Norden. Jeder, der einmal längere Zeit im Ausland war, kennt diese Vorurteile und hat sie immer wieder bekämpfen müssen. Für Studenten sorgt das Austauschprogramm Erasmus seit 1987 dafür, dass jedes Jahr etwa 100.000 Studierende ihre Heimat-Uni verlassen und Europa kennen lernen – und sei es eben nur am Stammtisch. Für alle, die das hinter oder noch vor sich haben, gibt es nun einen Film, der diese Erfahrungen für einen Abend zurückholt.

Da ist Xavier (Romain Duris), ein französischer Student der Volkswirtschaftslehre, der Paris verlässt und sein Erasmusjahr in Barcelona antritt. Er lässt nicht nur seine Hippie-Mutter zurück, sondern auch seine Freundin Martine (Audrey Amélie Tautou). Im Flugzeug weint Xavier – und wird auch gleich von einem anderen Passagier als Erasmusstudent enttarnt. In Barcelona angekommen läuft er durch die Straßen und überlegt sich, wie es wohl ist, wenn er einmal mit dieser Stadt vertraut sein wird. Momente wie dieser sind es, die jeder, der schon ein Jahr im Ausland war, direkt nachfühlen kann.

Der Franzose sucht nach Menschen, die wie er allein und ziellos sind und bezieht schließlich ein Zimmer im »l'auberge espaniol«, was umgangssprachlich im Französischen soviel wie »Irrenhaus« bedeutet. In dieser WG wohnen außer ihm noch ein chaotischer Italiener, eine aufbrausende Spanierin, eine spießige Britin, ein ruhiger Däne und Tobias aus Deutschland. Dieser mag es, Listen aufzustellen, studiert eifrig und hält sein Zimmer in Ordnung. Schließlich kommt noch eine Belgierin dazu. Sie entspricht dem liberalen Image ihres Landes und ist lesbisch. Regisseur Cédric Klapisch (»Und jeder sucht sein Kätzchen«) sagte in einem Interview, er wolle Europäer porträtieren, ohne in Klischees zu verfallen. Es ist ihm zum Glück nicht gelungen. Schließlich sind es genau diese Dinge, über die man nach dem Film reden möchte. Jeder, der schon ähnliches durchgemacht hat, wird sich in mindestens einer Szene wiederfinden und sich wünschen, das auch noch einmal mitmachen zu können.

Eigentlich hätte jeder der Erasmusstudenten eine eigene Geschichte verdient, doch allein Xaviers Erlebnisse von einem Jahr in 90 Minuten zusammenzufassen, ist beinahe unmöglich. So erzählt der Film in kurzen Szenen kleine Episoden erzählt. Zum Beispiel die: Martine, seine Freundin, kennt sein Leben nur aus kurzen Telefonaten. Jedes Mal, wenn sie angerufen hatte, war Paris regnerisch und laut, Barcelona dagegen sonnig und reizvoll erschienen. Da beschließt sie, ihn zu besuchen, sein neues Leben kennen zu lernen. Sie versucht, tiefe Gespräche über ihre Beziehung mit ihm zu führen – und scheitert.

Besser kann niemand die beiden unterschiedlichen Lebenswelten darstellen. Französische Filmästhetik, für ihre tief emotionalen Dialoge bekannt, zerschmettert an der opulenten Kulisse Barcelonas und an der einnehmenden Flamenco-Stimmung.

Einziger Nachteil: Allein in diesem Artikel wurde das Wort Erasmus fünfmal verwendet. Im Film nimmt es teilweise Ausmaße an, die in keinem Verhältnis stehen zu dem geringen Stipendium, das Studierende von der EU pro Monat erhalten.

Sören Kittel <

ein leben auf der flucht

> Ein Greis mit Baskenmütze läuft gebeugt durch die leeren Straßen von Guatemala-Stadt. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen. Alfonso Bauer Paiz läuft und läuft und läuft. Unaufhörlich, rastlos. Dies ist die Grundsequenz von »Testamento«. Die Dokumentarfilmer Uli Stelzner und Thomas Walther haben einen Film über den guatemaltekischen Anwalt Alfonso Bauer Paiz, der seit mehr als einem halben Jahrhundert für soziale Gerechtigkeit kämpft. Es ist auch ein Film über die Geschichte der lateinamerikanischen Revolution.

1944 stürzt Bauer Paiz mit Gleichgesinnten die Diktatur in Guatemala, zehn Jahre später machen die USA der Demokratie ein Ende. Bauer Paiz flieht nach Mexiko, wo er Che Guevara versteckt. Er kehrt nach Guatemala zurück, arbeitet im Untergrund, erlebt den Militärputsch und die gnadenlose Verfolgung Oppositioneller.

Mehrmals werden Mordanschläge auf ihn verübt. Schwer verletzt wird er nach einem solchen 1971 nach Chile gebracht. Im Land Salvador Allendes scheint die Parole »El pueblo unido jamás será vencido« vom unbesiegbaren Volk Wirklichkeit geworden zu sein. Doch schon 1973 ist der Traum aus. Bauer Paiz flieht nach Kuba und kehrt erst 1993 in sein Heimatland zurück. Für das Linksbündnis »Allianz Neue Nation« wird er 1999 als 81-Jähriger in den Kongress gewählt.

Stelzner und Walther haben mit »Testamento« auch einen Film über die Unvereinbarkeit von revolutionärer Arbeit und einer heilen Familie gedreht. Sie lassen die Kinder von Bauer Paiz zu Wort kommen, die von Gefühlskälte, Kommunikationslosigkeit, Unverständnis und fehlendem Vertrauen sprechen. Und von der ständigen Angst, immer und überall, die ihr Leben auf der Flucht



»Testamento« – Eine Geschichte der lateinamerikanischen Revolution von Uli Stelzner und Thomas Walther, BRD 2003, 93 min. Kinostart: 27. Nov.

begleitet hat. Bauer Paiz erlebt den Tod von zwei Ehefrauen und drei Töchtern – der Preis eines Lebens für die Revolution.

Stelzner und Walther geben Familienmitgliedern und alten Weggefährten Zeit zu erzählen, ohne dabei unnötigerweise zu sentimental zu werden. Sehr spärlich, dafür umso wirkungsvoller setzen sie dokumentarisches Filmmaterial ein. So entsteht ein tief bewegendes Bild von Lateinamerika – eher resignativ denn hoffnungsvoll. Der Film dokumentiert das Scheitern der lateinamerikanischen Revolution. Gleichzeitig lässt er den Zuschauer ehrfurchtsvoll auf das Leben eines Mannes blicken, der trotz schier unvorstellbarer privater und politischer Rückschläge nie aufgehört hat, für seine Ideale weiterzukämpfen.

Daniel Schalz <

malzbier im eis

Nói Albinói, Dagur Karí, Island 2003, 93 min.

Kinostart 13. Nov.

> Was weiß man in Deutschland schon über Island, dieses kleine Land am Polarkreis? Dass das Wetter dort immer schlecht ist und dass heißes Wasser aus dem Boden schießt. Dank Rudi Völler und Waldemar Hartmann wissen wir auch, dass es auf Island kein Weizenbier gibt. Die wenigsten würden Island aber als Filmland bezeichnen. Zu unrecht, denn in dem kleinen Staat gibt es mittlerweile eine Reihe interessanter, junger Filmemacher, die sich vor ihren Kollegen in den anderen skandinavischen Länder nicht zu verstecken brauchen. Nun dringt ihr Schaffen auch bis nach Deutschland vor. Im September kam bereits Fridrik Thor Fridrikssons »Islandfalken« nach Deutschland, nun startet mit »Nói Albinói« bereits der nächste isländische Film in den deutschen Kinos.

Allein die Gegend, in die der 30-jährige Regisseur Dagur Karí seinen ersten Langspielfilm gelegt hat, wirkt märchenhaft exotisch: ein kleines Dorf in den Westfjorden Islands, umgeben von schroffen Bergen. Im Winter, wenn die Sonne dort nie richtig aufgeht und der Schnee sich meterhoch türmt, ist es von der Außenwelt abgeschnitten. In dieser Umgebung wohnt der

17-jährige Nói (Tómas Lemarquis). Der hochintelligente Junge träumt von der Ferne, am liebsten von Hawaii. Sein einziger Bezugspunkt: ein Kaleidoskop mit Südseebildern. Der Alltag langweilt Nói. Die Tage verbringt er statt in der Schule lieber in einem Geheimversteck im Keller des großmütterlichen Hauses oder in der örtlichen Tankstelle. Dort manipuliert er den Spielautomaten – vom Erlös kauft er sich Malzbier.

Karí betrachtet die Bewohner seiner Heimat mit liebevoller Ironie. Seine Charaktere sind erfrischend skurril. Da ist zum Beispiel der Buchhändler Óskar, der Kierkegaards Werke fast ungelesen auf den Müll wirft. Die Begründung: Was solle man von jemandem halten, der mit Nachnamen »Friedhof« heiße. So schräg die Dorfbewohner sind, für jemanden der so ist wie Nói, jemand der in den Tag hinein träumt, haben sie kein Verständnis. Allein Íris (Elín Hansdóttir), die Tochter des Buchhändlers, versteht Nói. Doch Nóis Versuch, mit ihr der Provinz zu entfliehen, ist zum Scheitern verurteilt.

Was dem Filmhelden Nói versagt bleibt, ist Regisseur Dagur Karí längst gelungen: Er ist in den tiefen Süden gegangen. In Kopenhagen, wo er bereits studierte, dreht er derzeit einen Dogma-Film.

Steffen Hudemann <

Tipps und Termine

Uni-Termine

bis 12. November
Urlaubsantragsfrist

5. Dezember
Studententag der Lebenswissenschaften
Institut für Biologie
Invalidenstr. 43, Hörsaal 12
9:00 Uhr
Anmeldung: 2093-8606

9. Dezember
Akademischer Senat
HU-Hauptgebäude, Senatssaal
9:00 Uhr
Infos: 2093-2460

Vorträge und Veranstaltungen

12. November
Gesprächskreis »Geschichte der Berliner Universitäten«
»Das teuerste Flugblatt der Welt: Widerstand gegen SED-Politik«
Referent: Rainer Schottlaender
HU-Hauptgebäude, Raum 3085a
16:00 Uhr

16. November
Führung
»Australische Tiere sind oft sonderbar«
Referent: Prof. Dr. Ulrich Zeller
Museum für Naturkunde
15:00 Uhr
Infos: 2093-8591

27. November
Vortrag
»Präsentieren in Studium und Beruf«
HU-Hauptgebäude, Hörsaal 3059
16:00 Uhr

Ringvorlesungen und Vortragsreihen

»Archive der Gewalt«
HU-Hauptgebäude, Raum 2097
jeweils 18:00 Uhr
Infos: 2093-9772

15. November
»Bibliotheken der Gewalt. Vor-Schreiben und Nach-Lesen in David Finchers »Sieben««
Referenten: Arno Meteling, Einführung: Prof. Dr. Thomas Macho

1. Dezember
»Der Kanal als Archiv. Messen, Willen, Kontrollieren«
Referent: Florian Schreiner
Einführung: Prof. Dr. Friedrich A. Kittler

8. Dezember
»Orte der Gewalt. Die Arbeiten von Christoph Büchel«
Referentin: Dr. Helga Lutz
Einführung: Prof. Dr. S. v. Falkenhausen

»Das Reich der Mitte - in Mitte«
»Berliner Wissenschaftler berichten«
HU-Hauptgebäude, Raum 3038
jeweils 19:00 Uhr
Infos: 2083-661

17. November
»Zhi-Yuan, ein chinesischer Garten des 17. Jahrhunderts«
Referent: Prof. Dr. Willibald Veit

24. November
»Eine Skizze der Deutschen Turfan-Expedition (1902-1914). Archivquellen aus Urumchi und Berlin«
Referentin: Dr. Cordula Gumbrecht

1. Dezember
»Polyglottie im traditionellen China: Ein Aspekt dynastischer Fremdherrschaft«
Referent: Prof. Dr. Erling von Mende

8. Dezember
»Kaiserliche Repräsentation: Bildprogramme der Ära Qianlong (1736-1795)«
Referent: Dr. Herbert Butz

»Studies that Matter?!«
»Zur Zukunft von Gender Studies und Feminismus in den Kultur- und Literaturwissenschaften«
Institut für Englische Philologie, FU
Gosslerstr. 2-4, Hörsaal 203
jeweils 16:00 Uhr

11. November
»Männlichkeitsforschung und das neue Unbehagen der Gender Studies«
Referent: Walter Erhart

25. November
»Changing Subjects - Zum dynamischen Verhältnis von Feminismus und Gender Studies«
Referentin: Elfi Bettinger

2. Dezember
»Vervielfältigung der Geschlechter - Antifeminismus und/oder Gender Studies?«
Referentin: Renate Hof

»Die Berliner Universität unterm Hakenkreuz II«
HU-Hauptgebäude, Raum 2014b
jeweils 18:00 Uhr
Infos: 2093-2252
www.geschichte.hu-berlin.de/ns-zeit

12. November
»Kontinuität und Diskontinuität in der Berliner Germanistik«
Referent: Prof. Dr. Wolfgang Höppner

26. November
»Erziehungs- und Rehabilitationswissenschaften«
Referenten: Dr. Werner Brill, Dr. Klaus-Peter Horn

»Richard-Hamann-Vorlesung«
HU-Hauptgebäude, Hörsaal 2038/035
jeweils 20 Uhr
Infos: 2093-4288/4441

12. November
»Diagnostisches Vergleichen? Giovanni Morelli und die kennerschaftliche Grundlagenforschung der Kunstgeschichte«
Referent: Dr. Peter Seiler

19. November
»Die Hände anonymer Genies. Wilhelm Köhlers Meister C in der karolingischen Schule von Tours«
Referent: Prof. Dr. Tilmann Buddensieg

26. November
»Otto Pächt und Charles Sterling über die spätmittelalterliche Malerei - zwei kunsthistorische Sehkulturen im Vergleich«
Referent: Prof. Dr. Adam Labuda

3. Dezember
»Sehen Bildhauer anders?«
Referentin: Dr. Ada Raev

»Monday Lectures«
Jägerstr. 10-11, Raum 006
jeweils 18:15 Uhr

17. November
»The Invention of an Empress: Queen Victoria's Golden and Diamond Jubilees as Paradigms for the Study of Victorian Memorial Cultures«
Referent: Prof. Dr. Ansgar Nünning

1. Dezember
»Geschichtskultur und Histo-Schick. Das Ruhrgebiet und Nordostengland von 1970 bis 2000«
Referent: Prof. Dr. Heinz Reif

Mosse Lectures

HU-Hauptgebäude, Senatssaal
jeweils 19:00 Uhr

27. November

»Das ist der moderne Krieg«
Zu Picassos Historienbild »Guernica«
Referent: Werner Spiess

4. Dezember

»Modernism and Monstrosity: Picasso
and Carl Einstein«
Referent: Timothy James Clark

Kino

Kinoklub an der HU

jeweils 20 Uhr im Kinosaal
www.kinoklub.de

11. November

Flashdance (DF)

13. November

Homicidal (OV)

18. November

Code: Unbekannt

25. November

Dirty Dancing (DF)

27. November

The Female Bunch –
Des Satans heiÙe Katzen

2. Dezember

Cria Cuerros – Züchte Raben (OmengIU)

9. Dezember

Maná cumple cien anos – Mama wird
100 Jahre alt (OmengIU)

UniKino der TU

TU-Hauptgebäude, Raum 104

6. November

My Big Fat Greek Wedding

13. November

Matrix: Reloaded

20. November

The Big Lebowski

27. November

Herr der Ringe – Die Zwei Türme

4. Dezember

Die Feuerzangenbowle

11. Dezember

Frida

»Berlin – geteilte Stadt im Film«

www.stadt-im-film.de

Kino Nickelodeon, Torstraße 216

20. November

17:15 Uhr Eröffungsveranstaltung
18:00 Uhr »Eins, Zwei, Drei« (1961)
Filmreihe bis 25. Februar

Theater

15. November

Premiere: »Väterchen Frost«
Fassung von Annette Reber
Maxim Gorki Theater,
Am Festungsgraben 2
Karten: 20 22 11 15

20. November

Deutsche UA »The Pillowman«
von Martin McDonagh
Deutsches Theater, Kammerspiele,
Schumannstraße 13A
Karten: 28 44 12 21

25. bis 28. Nov. und 3. bis 6. Dez.

»Nora« Bearbeitung: Folke Braband
Vagantenbühne, Kantstraße 12a
Karten: 312 45 29

29. November

UA »Diese Männer« von Mayo Simon
Hans-Otto-Theater Potsdam
Theaterhaus am Alten Markt
19:30 Uhr
Karten: (0331) 981 18

Konzert

30. November

Bach, Weihnachtsoratorium
Collegium Musicum der Berliner Univer-
sitäten FU/TU
St. Johannes-Basilika, Lilienthalstr. 5
19:00 Uhr
Karten: 83 85 40 47

Konzertreihe für Patienten, Mitarbeiter
und Freunde der Charité

13. November

»Hot String Quintet«
Campus Charité,
Louisenstr. 65, Foyer EG
19:00 Uhr
Infos: 450 56 60 30

27. November

Klassische, barocke und romantische
Musik auf dem russischen Akkordeon
Sauerbruchweg 5,
Gewölberaum, 2. Ebene
19:00 Uhr
Infos: 450 56 60 30

ausbildung mit zukunft

creative media -, digital film- und audioausbildungen



wir bilden sie schnell und praxisgerecht aus

creative media

digital film

tontechnik

tag der offenen tür:
8.2.04 14 bis 18 uhr

sae berlin
030 - 498 600 54
saeberlin@saecollege.de

- > internationaler abschluss
(bachelor of arts)
- > 26 jahre lehrerfahrung
- > 42 schulen weltweit
- > individuelle praxiszeit
- > modernste ausstattung



fordern sie eine kostenlose broschüre an !

W W W . S A E . E D U

Wien • Zürich • Genf • Stockholm • Mailand • Athen • Paris • Amsterdam • Rotterdam • London • Glasgow • New York
Nashville • Sidney • Melbourne • Brisbane • Adelaide • Perth • Hobart • Auckland • Singapur • Kuala Lumpur

über das sparen

Katechismus des Studenten, Folge XXXVIII

> Vor einem halben Jahr war es noch etwas unangenehm, wenn man alles in Mark umrechnete, und man sagte dann pikiert: »Ich rechne immer noch alles in Mark um, häh!« Meistens entgegnete dann der, mit dem man gerade redete: »Haha, ich auch, echt.« Und dann schmunzelte man ein wenig zusammen und stellte fest, dass der Euro doch tatsächlich ein bisschen Gemeinschaftsgefühl vermittelt. Heute ist die Lage schon anders. Obwohl jeder das Gefühl hat, der Euro sei nur 70 Cent wert, weiß auch jeder, dass das nicht stimmt. Man weiß ja schließlich, was ein Warenkorb ist und kennt dessen Wert. So kommt es, dass man als gewollt gebildeter Mensch lieber anderen das Euroreuegeseier überlässt und fein begimmt, das Wort »Mark« aus seinem fremdwortreichen Wortschatz zu streichen (es sei denn, man kennt einen, der so heiß!). Aber im Vertrauen gesagt: Ich rechne immer noch alles in Mark um.

Zum Beispiel weiß ich, dass eine Packung Zigaretten bald acht Mark kosten wird. Nur, dass man das Rauchen ja gar nicht mehr einstellen mag, seit es für einen guten Zweck ist, also gegen den Terror. Die acht Mark muss man somit investieren, wenn man nicht unmoralisch handeln will. Schließlich wollen wir ja hier keinen Terror, und dann muss man eben Kett rauchen. Da kann man also nicht sparen.

Ich kaufe mir die Zeitschrift »Petra«, da sind in dieser Woche die 50 besten Spartipps drin, und ich habe mir eisern vorgenommen, einige dieser Ratschläge zu befolgen. Ich gehe also gleich in den Supermarkt und kaufe ein riesiges Stück Käse und eine Familienpackung Haferflocken. Petra hat mir gesagt, ich soll große Packungen kaufen. Und dann gehe ich noch zu Aldi und kaufe die Microfeejacke für unangetastete 14,99 Euro. Petra sagt, die sei warm. Petra sagt auch, dass Milch in Brandenburg billiger ist, ich setze mich also ins Auto und kaufe hinter der Berliner Stadtgrenze vier Liter Milch in meiner neuen Microfeejacke, und die Verkäuferin fragt doch prompt, wo ich die her habe. Sage ich natürlich nicht. Sieht aber schick aus das Ding für Ausflüge in den Osten. Vielleicht fahre ich jetzt öfter mal hierher. Wenn man die Milch aus



Illustration: Britta Kussin

Brandenburg in Berlin noch an Freunde weiterverkauft, bekommt man am Ende sogar das Benzingeld wieder raus.

Und dann kaufe ich noch was, und diese Idee ist nicht von Petra. Ich kaufe eine Packung Schnittbrot, eine Packung Cornflakes und eine Tafel Schokolade. Zuhause esse ich ein leckeres Brot mit Käse und asche anschließend mit meinen Zigaretten gegen Terror in die Packung Brot. Dann esse ich eine Portion Cornflakes mit Milch aus Brandenburg, Haferflocken mag ich nämlich auch gar nicht so gerne.

Nach dem Mahl mische ich die restlichen Cornflakes mit dem Inhalt meines Staubsaugerbeutels. Nachdem ich die Schokolade nun noch halb vertilgt habe und ich restlos satt und zufrieden bin, lege ich den Rest der Schokolade in den Backofen und backe sie so lange, bis nur gerade die Oberfläche ein wenig geschmolzen ist. Nur noch die Bürste holen, Haare aus der Bürste in die angeschmolzene Oberfläche rieseln lassen, hart werden lassen, wieder ins Silberpapier rollen – fertig. Und dann Brot, Cornflakes und Schokolade nur noch eben einpacken, wüthende oder besser noch: enttäuschte Briefchen beilegen, Herstelleradresse drauf und ab damit zur Post. Das dauert ein paar Tage, und schon schicken die Ersatz. So kann man praktisch umsonst essen, und vielleicht kassiert man sogar noch ein Werbebeschenk. Und wenn ich jetzt noch diesen Spartipp an die Petraschicke, kann ich 50 Euro gewinnen.

Spartipps sind heiß begehrt, schließlich müssen wir alle sparen. »Wir müssen alle den Karren aus dem Dreck ziehen«, sagt Gerhard. Einige, das habe ich im Fernsehen gesehen, fangen schon an, sich nach dem großen Geschäft mit in Streifen geschnittenem Zeitungspapier den Hintern abzuwaschen, nur weil Kiopapier so teuer geworden ist. Und andere essen nur noch selbstangebaute Kräuter. Ich weiß nicht, wie Gerhard sowas findet. Vielleicht bewundernswert. Und Doris isst bestimmt auch gerne mal ausschließlich Kräuter, jedenfalls sieht sie so aus. Vielleicht kann der Kanzler nur deshalb so teure Zigarren rauchen, weil Doris beim Essen soviel Geld spart. Was weiß ich.

Annika Waldhaus <

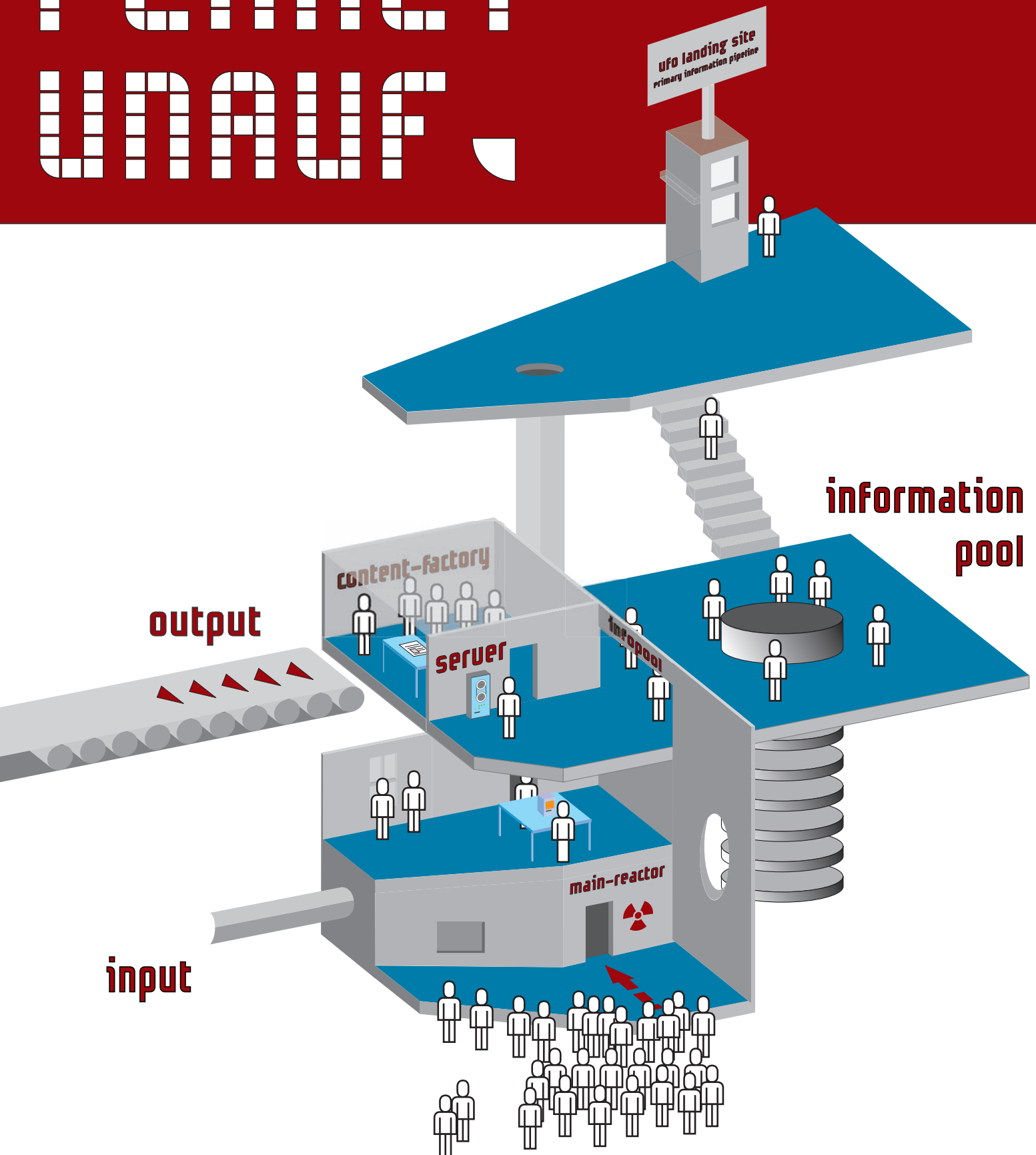


Rettungsring

Der inoffizielle Studienführer für Berlin

Erhältlich bei euren Fachschaften, im HU-Laden
und bei der Redaktion der UnAufgefördert Raum 2094a im Hauptgebäude.
Oder bestellen bei: vertrieb@rettungsring.info

PLANET UNAUF.



GENUG GELESEN? – SCHREIBEN!

Redaktionssitzung | Jeden Montag 18:00 Uhr c.t. | UL 6
Raum 2094a | Tel.: 2093-2288 | mail: hallo@unaufgefordert.de